

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_1844

Aktenzeichen

ohne

Titel

Allgemeine Informationen zur Arbeit der Gossner Mission

Band

Laufzeit 1961 - 1977

Enthält

Satzung der Gossnerschen Missionsgesellschaft; Informationen zum Arbeitszentrum Mainz; Die Deutschland-Arbeit der Gossner Mission und die Zukunft von 1977; Ökumenische Erfahrungen in Berlin/Ost von Hans Adam Ritter; Berichte aus verschiedenen Partnerkirc

S a t z u n g
der
GOSSNERSCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

§ 1

1. Der Verein führt den Namen GOSSNERSCHE MISSIONSGESELLSCHAFT.
2. Der Verein hat den Zweck, das Evangelium von Jesus Christus durch Wort und Lebenszeugnis in Europa wie in Übersee zu verkündigen. Dies geschieht durch Predigt, Öffentlichkeits- sowie Gemeindearbeit, durch Gesundheitsdienst, Förderung des Schulwesens und sonstige Bildungs- und Entwicklungsarbeit.
3. Der Verein verfolgt ausschliesslich und unmittelbar
 - a) gemeinnützige Zwecke (1) durch Aufgaben in der öffentlichen Gesundheitsfürsorge, Erziehung, Erwachsenenbildung und Berufsausbildung in Übersee;
 - b) mildtätige Zwecke (2) durch Unterstützung hilfsbedürftiger Personen und Gruppen, Hungerhilfe, unentgeltliche Krankenbehandlung und ähnliches in Übersee;
 - c) kirchliche Zwecke (3) durch Predigt und kirchliche Unterweisung, theologische Ausbildung und Einrichtungen sowie Förderung kirchlicher Institutionen in Europa und Übersee.
4. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf die Erzielung von Gewinn gerichtet. Der Sitz der Gossnerschen Missionsgesellschaft ist Berlin West.
 - (1) Im Sinne des § 17 Steueranpassungs-Gesetz 1953;
 - (2) im Sinne des § 18 Steueranpassungs-Gesetz 1953 in Verbindung mit § 3 der Gemeinnützigkeitsverordnung;
 - (3) im Sinne des § 19 Steueranpassungs-Gesetz 1953.

§ 2

Die Mittel der Gesellschaft sind:

1. Das vorhandene Vermögen, insbesondere das Grundstück in Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20;
2. die Beiträge der Mitglieder, aus den Freundeskreisen sowie aus den mitarbeitenden Landeskirchen.

Die Gesellschaft hat die Rechte einer juristischen Person; für ihre Verbindlichkeiten haftet nur das Gesellschaftsvermögen.

§ 3

Mitglied der Gesellschaft sind die Kuratoren, ihre Stellvertreter und die hauptamtlichen Mitarbeiter sowie jeder, der sich der Weltmission verpflichtet fühlt und dessen Mitgliedschaft vom Kuratorium bestätigt wurde. Die Zahlung eines Jahresbeitrags von mindestens DM 10,-- berechtigt zum unentgeltlichen Bezug der Missionszeitschriften der Gesellschaft.

Etwaige Gewinne dürfen nur für die satzungsgemäßen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Gewinnanteile und in ihrer Eigenschaft als Mitglieder auch keine sonstigen Zuwendungen aus Mitteln der Gesellschaft.

Es darf keine Person durch Verwaltungsausgaben, die den Zwecken der Gesellschaft fremd sind oder durch unverhältnismässig hohe Vergütung begünstigt werden.

§ 4

Die Organe der Gesellschaft sind:

- a) Das Kuratorium;
- b) der Verwaltungsausschuss, welcher die Rechtsstellung des Vorstands (§§ 6, 7 und 8) einnimmt.

§ 5

1. Das Kuratorium hat die gesamte Arbeit der Gesellschaft zu beaufsichtigen und zu leiten. Seine Entscheidung ist in allen Fällen massgebend. Insbesondere hat es die Aufgabe, Satzungsänderungen zu beschliessen, Grundsatzentscheidungen über das Ausmass und die Ausrichtung der Arbeit zu treffen, den Haushaltsplan zu beschliessen und die Jahresrechnung zu genehmigen, ferner den Missionsdirektor und die Referenten in die Dienststelle zu berufen.
2. Das Kuratorium tritt in der Regel dreimal jährlich zusammen. Es ist beschlussfähig, wenn die Hälfte der Mitglieder anwesend ist.
3. Das Kuratorium besteht aus höchstens 18 Mitgliedern. Bis zu sechs Mitglieder können von den Landeskirchen oder landeskirchlichen Missionswerken, die mit der Gossnerschen Missionsgesellschaft zusammenarbeiten, delegiert werden. Das Kuratorium stellt alle sechs Jahre fest, welche Landeskirchen bzw. Missionswerke berechtigt sind, Mitglieder zu entsenden.

Die Amts dauer beträgt sechs Jahre. Erneute Delegierung ist möglich.

Zwölf Mitglieder werden vom Kuratorium für sechs Jahre gewählt. Wiederwahl ist möglich.

4. Für die aus den Landeskirchen bzw. Missionswerken delegierten Mitglieder wird von dort jeweils ein Stellvertreter bestimmt. Für die übrigen Mitglieder des Kuratoriums wird vom Kuratorium je ein Stellvertreter für die laufende Amtsperiode bestimmt. Die Stellvertreter sind bei Verhinderung des ordentlichen Mitgliedes sowie nach dessen Ausscheiden für die betreffende Amts dauer stimmberechtigt.

Das Kuratorium wählt aus seiner Mitte einen Vorsitzenden sowie einen stellvertretenden Vorsitzenden.

§ 6

Die gesetzliche und rechtsgeschäftliche Vertretung der Gesellschaft nach aussen liegt dem Verwaltungsausschuss ob. Er besteht aus dem Vorsitzenden des Kuratoriums, dem Missionsdirektor und vier weiteren auf sechs Jahre vom Kuratorium zu wählenden Mitgliedern. Wiederwahl ist zulässig.

Der Verwaltungsausschuss tritt nach Bedarf zusammen und muss auf Verlangen auch nur eines seiner Mitglieder einberufen werden.

Die Beschlüsse erfolgen nach Stimmenmehrheit. Beschlussfähig ist der Ausschuss, wenn drei Mitglieder erschienen sind. Die Mitglieder erhalten als solche keine Entschädigung für ihre Tätigkeit.

§ 7

Die Gesellschaft wird vom Verwaltungsausschuss in allen gerichtlichen und aussergerichtlichen Angelegenheiten, gegenüber Behörden und Privatpersonen durch je zwei Mitglieder dieses Ausschusses gemeinschaftlich vertreten.

Der Verwaltungsausschuss ist ermächtigt, für einzelne Geschäfte, Geschäftskreise und Geschäftsgattungen Bevollmächtigte oder Beamte zu bestellen. Die Legitimation der Mitglieder des Verwaltungsausschusses wird durch eine Bescheinigung der zuständigen staatlichen Behörde geführt.

§ 8

Der Verwaltungsausschuss ist den Entscheidungen des Kuratoriums unterworfen (§ 5) und hat bei allen wichtigen Angelegenheiten, insbesondere bei Anstellungsverträgen und beim An- und Verkauf von Grundstücken, die Entscheidung des Kuratoriums einzuholen. Doch ist überall die Rechtsgültigkeit der Willenserklärung des Verwaltungsausschusses Dritten gegenüber hier unabhängig (vgl. § 7).

§ 9

Unbeschadet des Rechts des Kuratoriums, bei Bedarf Mitgliederversammlungen einzuberufen, kann der zehnte Teil der Mitglieder im Rahmen der ihnen verbliebenen Befugnisse die Einberufung einer Mitgliederversammlung schriftlich unter Angabe des Zweckes und der Gründe verlangen.

In der Mitgliederversammlung hat das Kuratorium über die Tätigkeit der Gesellschaft Bericht zu erstatten und jedes Mitglied kann Wünsche und Vorschläge vorbringen. Beschlussfassungen finden in diesem Fall nicht statt.

Änderungen dieser Satzung bedürfen der Zustimmung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (Berlin West).

§ 10

Änderungen dieser Satzung sowie der Beschluss zur Auflösung der Gesellschaft unterliegen der Genehmigung der zuständigen staatlichen Behörde.

Bei Auflösung oder Aufhebung der Gesellschaft oder bei Wegfall ihres bisherigen Zweckes fällt das Vermögen der Gesellschaft an die Evangelische Kirche von Berlin zur Verwendung für die Zwecke der Äusseren Mission.

EVANGELISCHE KIRCHE
IN BERLIN-BRANDENBURG
(BERLIN WEST)

KONSISTORIUM

11. MRZ. 1975

Erledigt

Konsistorium der Evangelischen Kirche
in Berlin-Brandenburg (Berlin West)

1 Berlin 21
Bachstraße 1-2

An die
Gossner-Mission
1 Berlin 41
Handjerstr. 19-20

Berlin, den 10. März 1975

Telefon (030) 39 91-1 322
Durchwahl 39 91

Az. K I 902/75

(Bei Antwort bitte angeben)

Betrifft: Neue Satzung der Gossner-Mission (Beschluß des Kuratoriums vom 24. 1. 1975)

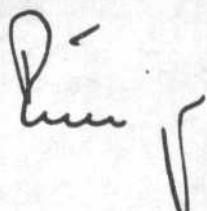
Sehr geehrter Herr Pfarrer Seeb erg,

gemäß § 10 der alten Satzung bzw. § 9 der neuen Satzung der Gossner-Mission stimmt die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg (Berlin West) der vom Kuratorium am 24. Januar 1975 beschlossenen Änderung der Satzung der Gossner-Mission zu.

Wir erinnern an unser Schreiben vom 16. Juli 1974 (K I 2841/74^{II}), in welchem wir die Zustimmung zur neuen Satzung davon abhängig gemacht haben, daß der neuen Satzung im § 9 der Satz eingefügt wird: "Änderungen der Satzung bedürfen der Genehmigung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (Berlin West)".

Wir wären für die Übersendung eines vollständigen Textes der nunmehr gültigen Satzung dankbar.

Mit freundlichen Grüßen
Für das Konsistorium



G e n e h m i g u n g

Die vorstehende, von dem Kuratorium des Vereins
"Gossnersche Missionsgesellschaft" am 24. Januar,
25. April und 21. Mai 1975 beschlossene Satzungs-
änderung wird hiermit gemäß §§ 26, 30 II 6 ALR,
§ 33 Abs. 2 BGB, staatlich genehmigt.

Berlin, den 13. Juni 1975

Der Senator für Justiz

Finanzamt für Körperschaften

Steuer-Nr. 26/4873

1 Berlin 61, den 7. Juli 1975
Alexandrinienstraße 128, Zimmer 11
2 58 11
Durchwahl 25 81 351
intern (51) App. wie vor

Finanzamt für Körperschaften, 1 Berlin 61, Alexandrinienstraße 128

An
Gossnersche Missionsgesellschaft

1 Berlin 41
Handjerystr. 19/20



Sehr geehrter Herr Seeberg!

Ich nehme Bezug auf die Jahresabschlüsse bis 1973 und die geänderte Satzung.

Auf Grund der hierin gemachten Angaben und eingereichten Satzung in der Fassung vom 21. Mai 1975, staatlich genehmigt am 13. Juni 1975, wird der Verein weiter wegen Verfolgung

1. besonders förderungswürdiger gemeinnütziger Zwecke (Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege, der Erziehung, Volks- und Berufsbildung einschließlich der Studentenhilfe,
 2. mildtätiger Zwecke,
 3. kirchlicher Zwecke,
- gemäß § 4 Abs. 1 Ziff. 6 Körperschaftsteuergesetz, § 3 Ziff. 6 Gewerbesteuergesetz, § 3 Abs. 1 Ziff. 6 Vermögensteuergesetz a.F., § 3 Abs. 1 Ziff. 12 Vermögensteuergesetz n.F. von der Körperschaftsteuer, Gewerbesteuer und Vermögensteuer befreit.

Die satzungsmäßigen gemeinnützigen Zwecke fallen unter Ziff. 1 und 5 der Anlage 7 zu den Einkommensteuerrichtlinien.

Diese Auskunft berechtigt zur Ausstellung von Bestätigungen über Zuwendungen im Sinne des § 10 b Einkommensteuergesetz bzw. § 11 Ziff. 5 Körperschaftsteuergesetz.

Im übrigen nehme ich Bezug auf das anliegende Merkblatt, das Bestandteil dieser Auskunft ist. Die Einkommensteuerrichtlinien in der zur Zeit geltenden Fassung sind im Steuer- und Zollblatt für Berlin 1973 S. 661 veröffentlicht.

Hochachtungsvoll
Im Auftrag

Freytag
(Freytag)

Sprechzeiten
Montag, Dienstag, Freitag
von 8 bis 14 Uhr

Kassenstunden
Montag bis Donnerstag von 8 bis 14 Uhr
Freitag von 8 bis 13 Uhr
Am letzten Arbeitstag des Monats
ist die Finanzkasse geschlossen

Konten
Postscheckamt Berlin West (BLZ 100 100 10), Konto-Nr. 15 99-108
Berliner Bank AG (BLZ 100 200 00), Konto-Nr. 0500115300
Sparkasse der Stadt Berlin West (BLZ 100 500 00), Konto-Nr. 071000360

Finanzamt für Körperschaften
1 Berlin 61 (Kreuzberg)
Alexandrinienstr. 128

St.Nr. 26/4873

Anlage zum Schreiben vom 7. Juli 1975
an

Gossnersche Missionsgesellschaft

I. Die Auskunft betr. Steuerbefreiung wird unter der Voraussetzung erteilt, daß die tatsächliche Geschäftsführung auch weiterhin dem Inhalt der Satzung entspricht; insoweit bleibt eine jederzeitige Nachprüfung vorbehalten. Auch für die Zukunft muß durch ordnungsmäßige Aufzeichnung der Einnahmen und Ausgaben der Nachweis geführt werden, daß die tatsächliche Geschäftsführung auf die ausschließliche und unmittelbare Erfüllung der in der Satzung festgelegten steuerbegünstigten Zwecke gerichtet ist (§ 15 Gemeinnützigkeitsverordnung - GemV). Buchführungs- und Aufzeichnungspflichten nach anderen Vorschriften (z.B. §§ 160, 161 Abgabenordnung) bleiben unberührt.

Die Körperschaft ist nach § 16 GemV verpflichtet, dem zuständigen Finanzamt u.a. sofort Anzeige zu erstatten, falls die tatsächliche Geschäftsführung sich ändert, Beschlüsse gefaßt werden, durch die eine für steuerliche Vergünstigungen wesentliche Satzungsbestimmung nachträglich geändert, ergänzt, in die Satzung eingefügt oder aus ihr gestrichen wird, durch die die Körperschaft aufgelöst, in eine andere Körperschaft eingegliedert oder ihr Vermögen als ganzes übertragen wird.

Die Befreiung ist nicht anzuwenden, soweit die inländischen Einkünfte dem Steuerabzug unterliegen (§ 4 Abs. 2 Körperschaftsteuergesetz). Auf die Möglichkeit der Erstattung bzw. Nichterhebung der Kapitalertragsteuer gem. § 13 a Kapitalertragsteuer-Durchführungsverordnung wird hingewiesen.

Es bleiben u.a. unberührt:

- a) die Steuerpflicht eines wirtschaftlichen Geschäftsbetriebs (vgl. §§ 6 folg. GemV), - **z.B. die Buchhandlung usw.** -
- b) die Vorschriften der Sammlungsgesetze (Berlin: Sammlungsgesetz vom 23. Januar 1973 - GVBl. Berlin 1973 S. 394),
- c) die Verpflichtung, die Umsatzsteuer für steuerbare Umsätze im Sinne des § 1 Umsatzsteuergesetz selbst zu berechnen, Umsatzsteuer-Voranmeldungen (Steuерerklärungen) abzugeben und Vorauszahlungen hierher zu entrichten,
- d) die Verpflichtung, für die beschäftigten Arbeitnehmer die Lohnsteuer, Lohnkirchensteuer, Ergänzungsaabgabe usw. selbst zu berechnen, vom Arbeitslohn einzubehalten, Lohnsteueranmeldungen abzugeben und die errechneten Steuern hierher zu entrichten.

Die Auskunft kann jederzeit widerrufen werden; sie erfolgt vorbehaltlich der endgültigen Entscheidung im Veranlagungs- oder Rechtsbehelfsverfahren für den jeweiligen Veranlagungszeitraum.

b.w.

II. Zuwendungen an eine in § 4 Abs. 1 Nr. 6 Körperschaftsteuergesetz bezeichnete Körperschaft, Personenvereinigung oder Vermögensmasse sind nur abzugsfähig, wenn der Empfänger tatsächlich von der Körperschaftsteuer befreit ist. Das Veranlagungsfinanzamt des Zuwendenden ist an die körperschaftsteuerliche Beurteilung durch das Betriebsfinanzamt des Empfängers (hier: Finanzamt für Körperschaften) gebunden - vgl. hierzu Urteil des Bundesfinanzhofs vom 15.6.1973 - VI R 33/70, veröffentlicht im Bundessteuerblatt 1973 Teil II S. 850 - Steuer- und Zollblatt für Berlin 1974 Seite 176).

Über die Frage, ob die Zuwendung als Ausgabe nach § 10 b Einkommensteuergesetz (§ 11 Ziff. 5 Körperschaftsteuergesetz) nach den weiteren Voraussetzungen steuerbegünstigt ist, muß im Einkommensteuer- (Körperschaftsteuer-) Veranlagungsverfahren des Gebers selbstständig entschieden werden; das gilt u.a. auch für die Prüfung der Frage, ob unabhängig von der Gemeinnützigkeit des Empfängers - zwischen Geber und Empfänger der Zuwendung ein Leistungsaustausch stattgefunden hat - vgl. u.a. das oben zitierte Urteil vom 15.6.1973 in Verbindung mit dem Urteil des Bundesfinanzhofs vom 1.4.1960 - VI 134/58 U, veröffentlicht im Bundessteuerblatt 1960 Teil III S. 231 und im Steuer- und Zollblatt für Berlin 1960 S. 652 -.

Der Spender hat seinem zuständigen Finanzamt nachzuweisen, daß die erforderlichen Voraussetzungen für den Abzug der Spenden erfüllt sind (Abschnitt 111 Abs. 3 Einkommensteuer-Richtlinien). Der Nachweis muß sich nach § 48 Abs. 3 Einkommensteuer-Durchführungsverordnung darauf erstrecken, daß

1. der Empfänger der Spende zu den begünstigten Körperschaften gehört und
2. die Spenden für den begünstigten Zweck verwendet werden.

Diese Angaben müssen sich aus der von Ihnen zu erteilenden und zur Vorlage beim Finanzamt des Spenders bestimmten Bestätigung ergeben. Der Satzungszweck, Befreiungsgrund und satzungsgemäße Verwendungszweck sind u.a. genau anzugeben. Muster für solche Bestätigungen sind als Anlage 8 den Einkommensteuer-Richtlinien beigefügt.

Ihre Bestätigungen müssen der Anlage 8 Muster 2 zu den Einkommensteuer-Richtlinien entsprechen.

lieber Leser,

Sie werden es schon gemerkt haben, daß wir versuchen, Ihnen in jedem dieser Hefte ein besonderes Thema unserer Arbeit vorzustellen. Bisher hießen unsere Arbeitstitel „Indien“, „Deutschland“ und „Nepal“. In diesem Monat geht es um das „Arbeitszentrum Mainz“.

Dort arbeiten die Pfarrer Christa Springe, Horst Symanowski und Wolfgang Geller als ein Team zusammen. Sie haben die meisten Berichte und Artikel des vorliegenden Heftes geschrieben und wollen damit ihre Arbeit genauer vorstellen. Aber auch in Afrika sind Mitarbeiter des Mainzer Arbeitszentrums tätig, nämlich die Pfarrer Jochen Riess und Gerhard Mey, deren Berichte Sie ebenfalls in diesem Heft finden werden. Wir hoffen, daß Ihnen das alles hilft, zu erkennen, wie vielseitig die Verantwortung und die Aufgaben der Christen heute sind. Wenn wir glaubhaft machen wollen, daß Christus auch heute noch aktuell ist, dann müssen wir ihn in dieser Welt den Menschen unserer Tage bekanntmachen. Einer der möglichen Wege dazu ist sicher die Arbeit, die das Arbeitszentrum Mainz der Gossner Mission tut.

Natürlich sollen unsere Hefte „Gossner Mission“ aber nicht nur speziell informieren, sondern Ihnen auch jeweils das Neueste von unseren anderen Arbeitsgebieten mitteilen. Sie haben aber auch schon gemerkt, daß wir neben dem Hauptthema immer noch Kurzmeldungen und kleinere Berichte von unserem sonstigen Tun einfügen. Mit all dem wollen wir deutlich machen, daß wir in unserer Arbeit Akzente setzen, aber auch offen sind für neue Wege.

Wir hoffen sehr, daß es uns gelingt, Ihnen all die Informationen zu geben, die Sie haben möchten, und die Sie haben müssen, wenn Sie unsere Arbeit weiter begleiten wollen.

Deine

Danke. Frieden

ARBEITSZENTRUM MAINZ

Wir Mainzer Mitarbeiter werden oft gefragt, wie sich eigentlich unsere Arbeit entwickelt hat. Jahrelang waren wir bekannt als Industriepfarrer; warum entstand nun gleichzeitig das „Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft“, das in diesem Jahr zum 17. Halbjahreskurs einlädt? Und woran liegt es, daß in den letzten fünf Jahren die Zusammenarbeit mit den Kirchengemeinden so viel enger geworden ist? Warum reicht der Name „Industrie-Mission“ nicht mehr aus, um unsere verschiedenen Tätigkeitsfelder zu beschreiben, so daß für uns heute ein englischer Begriff aus der Ökumene gebraucht wird, nämlich **Urban Industrial Mission**?

Mit dem „I“ für industrielle Arbeitswelt fing es 1949 in Mainz-Kastel an, und wir zeichneten dieses I auch als erstes auf das Blatt Papier, mit dem wir einem Fragenden zu antworten versuchten. I steht für unser Bemühen, die Bedingungen zu erkennen, unter denen der berufstätige Mensch an seinem Arbeitsplatz tätig ist, und zu lernen, mit ihm und seiner Arbeitsgruppe, mit Betriebsräten und Betriebsleitern, mit Gewerkschaften und Arbeitgeber-Verbänden so zusammenzuarbeiten, daß notwendige Veränderungen herbeigeführt und Probleme gelöst werden. Wenn wir über die Arbeitswelt sprechen, fallen uns Stichworte ein wie „die Auswirkung der Schichtarbeit auf den Arbeiter und seine Familie“, oder „die Notwendigkeit, Teilzeit-Arbeitsplätze für verheiratete Frauen und Mütter zu schaffen“. Wir denken dabei an „Leistungsdruck“, „Rollenunsicherheit des Meisters“, „Mitbestimmung“, „Lohnkonflikt“, „Aufstiegschancen“, „der alternde Mensch“ usw. Vor allem müssen wir dann auch erwähnen, daß wir als Kirchenchristen gar nicht wissen, wie wir in dieser Arbeitswelt Liebe üben und Gerechtigkeit tun sollen; das will doch Gott von uns, und das müssen wir lernen.

Man kann über die Arbeitswelt viel aus Büchern lernen. Es ist aber etwas anderes, in konkreten Situationen mitzuarbeiten und dadurch von den Menschen selbst zu lernen. Dieser Weg zog sehr bald junge und ältere Theologen an, die auf die gleiche Weise, d. h. nicht theoretisch in gegenwärtige und neu auf uns zukommende Fragen der Industriegesellschaft eingeführt werden wollten. So entstand das Seminar, an dem sich bis jetzt 150 deutsche und ausländische Theologen beteiligt haben. Sie gingen alle als ungelerte Arbeiter während des Seminars in einen Betrieb und übten sich gleichzeitig ein, mit Arbeitskollegen, leitenden Angestellten, Unternehmern und Gewerkschaftern ihre Erfahrungen zu überprüfen. Erst dann fühlten sie sich imstande, nach neuen Antworten aus der Bibel und theologischen Lehre für ihre pfarramtliche Praxis zu suchen.



So entwickelte sich als Folge von I die Ausbildungstätigkeit A der Gossner Mission, obwohl oder gerade weil die meisten Seminaristen dann wieder in die Gemeinde gingen. Die Gemeinden G warteten darauf, daß die kirchenfernen Arbeiter durch die Tätigkeit der Gossner Mission in die Kirche gebracht würden, und sie waren dann enttäuscht, wenn diese sich zwar in Arbeitsgruppen sammelten, aber nicht im Gemeindehaus und nicht als Besucher der Gottesdienste. Heute wächst das Verständnis unter den Gemeindechristen dafür, daß wir auch in der BRD eine missionarische Situation haben, die neue Formen von Zeugnis, Dienst und Sammlung braucht und Gott sei Dank über die Grenzen der

Ortsgemeinde hinausgeht. Damals sah man das häufig anders und blieb hinter seinen Kirchenmauern, anstatt hinaus zu den Menschen zu gehen. Unterdessen bekamen wir ein weiteres Arbeitsfeld mit seinen Möglichkeiten und Schwierigkeiten in den Blick: die sich verändernde Stadt, den urbanen Raum U. Denn die rasche Entwicklung der Wirtschaft wirkt sich ja unmittelbar auf die Größe und Gestalt der Stadt aus. Neue „Arbeitskräfte“ haben Familien und brauchen eine Wohnung, dazu technische, soziale und kulturelle Versorgung. Konflikte zwischen Alt- und Neubürgern entstehen, das häufige Umziehen von einer Stadt in die andere erschöpft die Menschen oft so sehr, daß sie sich weder für die Nachbarschaft noch für die Kommune oder Kirchengemeinde interessieren. Wir erlebten, wie gehetzt, isoliert, aggressiv sie wurden und zu leiden begannen. Und deshalb fingen wir an, den wechselseitigen Beziehungen und Abhängigkeiten in der Arbeits- und Wohnwelt nachzuspüren. Unsere Frage ist, wie beide Bereiche eine menschenwürdige Gestalt bekommen und die Menschen beginnen können, mitzugestalten, mitzuentscheiden und mitzuverantworten, um so den Willen Gottes zu erfüllen.

Immer wenn wir diese Frage in einem Stadtteil aufgriffen, erkannten auch Gemeindeglieder und Pfarrer, daß dieses auch eine Aufgabe für sie sei, und sie arbeiteten mit uns zusammen. In dieser gemeinsamen Arbeit merkten sie dann oft, wie die Arbeitswelt auf die Familie, Freizeit, Kirche und Politik einwirkt. So schließt sich bei der Darstellung unserer Arbeitsfelder ein Viereck, in dem jeder Arbeitszweig unmittelbar mit dem anderen zu tun hat und sich keiner zufällig entwickelte.

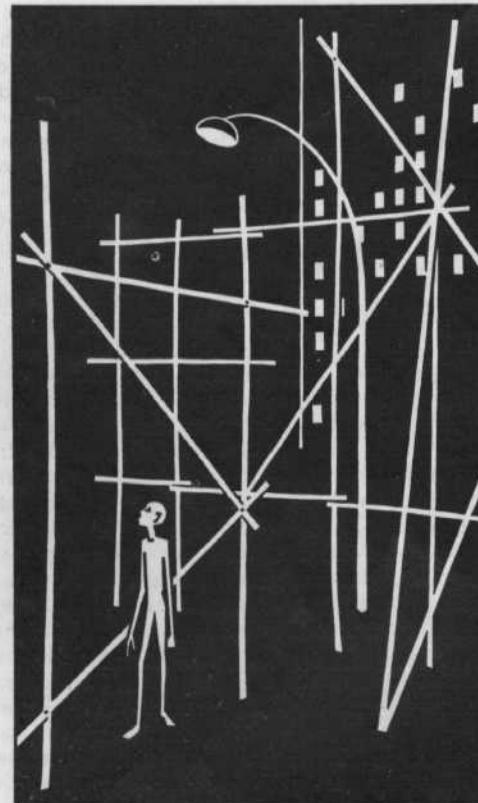


Seit 1968 bitten uns nun junge Kirchen in Afrika aufgrund dieser Arbeit um eine Zusammenarbeit. Das war der Schritt von Mainz nach Kenya, Kamerun, Süd-Afrika und Nord-Indien. Er eröffnete uns nun neue Möglichkeiten, von und mit den Menschen in Übersee zu lernen.

Warum Industriemission?

„Sie müssen ja viel Zeit haben, wenn Sie jeden Montag-Nachmittag zu Schichtarbeitern in den Betrieb gehen können“, meinte ein Besucher im Arbeitszentrum der Gossner Mission im Herbst 1972. Wir brauchten nicht nur die Montag-Nachmittage, sondern noch einmal jeden zweiten Freitag-Nachmittag von Oktober bis April, um die Zusammenkünfte am Montag vorzubereiten und nachzuarbeiten. War das wirklich so wichtig?

Nun, die Schichtarbeiter sind für die Produktion sehr wichtig; ohne sie geht es nicht. Die Öfen müssen Tag und Nacht, Sonntag und Alltag gefüllt werden. Die glühenden Glasmassen, die sie ausspucken, müssen gleich zu Fernsehschirmen, optischen Gläsern, Flaschen, Töpfen und Tellern verarbeitet werden. Der Tag hat 24 Stunden heißer Arbeit. Die eine Schicht kommt früh am Morgen und geht mittags, die andere löst sie bis zum Abend ab und kommt im Dunkeln heim, die nächste verläßt in der Dunkelheit das Haus und ist erst wieder nach Sonnenaufgang zurück. Eine vierte Gruppe hat ihren „Sonntag“ von 2 Tagen, aber meist an Wochentagen; nur etwa 13 mal im Jahr wirklich am Sonntag. Ein verwirrendes Geflecht von Arbeitszeiten für den A henden, aber auch eine schwere Belastung für die betroffene Zugegeben, sie verdienen mit der Schichtarbeit mehr als „normal“ arbeiten, aber sie müssen auf andere Weise dafür zahlen. Hier ein paar Auszüge aus dem Bericht über die Erfahrung Winter 1972/73 (Der gesamte Bericht kann angefordert werden): „Die Bahnverbindungen für die außerhalb von Mainz Wohnschlecht. In den Fahrplankonferenzen sitzen zwar auch Betrieb gen, aber die Bundesbahn berücksichtigt nach Aussage der C



mär die Großbetriebe. Die Einrichtung von privaten Omnibusdiensten ist zu teuer, da die Bundesbahn z.B. für die Konzessionen 80 000,- DM jährlich verlangt. Man ist von privaten Fahrgemeinschaften abhängig; denn es besitzt keinesfalls jeder ein Auto.

Schichtarbeiter können über ihre freie Zeit nicht verfügen; sie können sich nichts vornehmen, weil die Schicht plötzlich wechseln kann. Sie können auch Rundfunk- und Fernsehsendungen zur beruflichen oder allgemeinen Fortbildung nicht verfolgen, da die Zeiten dieser Sendungen nur den Normalschichtler berücksichtigen und außerdem eine meist wöchentlich wiederkehrende, regelmäßige Teilnahme erfordern. Der Schichtarbeiter wird sozial und kulturell ein Randsiedler der bürgerlichen Gesellschaft. Die Familien von Schichtarbeitern müssen besondere Opfer bringen, weil sie auf die oft unregelmäßig wechselnden Zeiten des Essens, Schlafens usw. des Vaters Rücksicht nehmen müssen.

Mediziner stellen spezifische Symptome bei Erkrankungen von Schichtarbeitern fest (z.B. Magenerkrankungen). Fragen der Gesundheitsvorsorge tauchen eher auf, sobald spezielle Gefährdungen am Arbeitsplatz genannt werden.

„Bis zum 65. Lebensjahr ist das nicht durchzuhalten!“ — Dahinter steht die Erfahrung, daß die Anforderungen an die Leistungskraft und die Belastungen durch neue technische Verfahrensweisen ständig wachsen.

Lärmgeschützte Wohnungen für Schichtarbeiter — das ist eine Forderung, die in der Öffentlichkeit noch wenig bekannt ist. Das Problem wird oft dadurch verdeckt, daß ein Teil der Schichtarbeiter in kleineren Orten und dort in Einzelhäuschen wohnt.

Die Zahl der Schichtarbeiter wächst in unserer Gesellschaft. Sie sind nicht nur in den Industriebetrieben zu suchen, man denke auch an die vielen bei Bahn, Post, Polizei, Rundfunk und in den Krankenhäusern. Auf sie wird nirgends Rücksicht genommen, sie sind vom „normalen“ Leben abgeschnitten.

Der Zeitaufwand an jedem Montag-Nachmittag war lohnend, weil diese Schichtarbeiter merkten, wir sind nicht vergessen, man kümmert sich ernsthaft um uns und gibt viel Zeit dran. Hoffnungen keimten und Erwartungen wuchsen so sehr, daß wir ab 1. Oktober weitermachen müssen.

Das Bild der Vorseite entstammt dem Buch „Konkret — Verbindlich“. Notizen aus der DDR von Bruno Schottstädt und zeigt den Holzschnitt „Prediger in der Wüste“ von Herbert Seidel.

Theologenausbildung

Wir sitzen in der Kantine einer Großbaustelle am Rand einer Mainzer Trabantenstadt. Es ist draußen bereits dunkel, aber auch jetzt kommen noch immer neue Baukolonnen von der Arbeit. Ein kurzer Imbiß, ein Glas Bier — und sie verschwinden wieder in Richtung Unterkünfte. „Warum interessiert Ihr Pfarrer Euch für unsere Arbeit?“ fragt unser Gegenüber. Er ist Monteur, ist von Montag bis Freitag auf dem Bau und fährt übers Wochenende nach Hause — 400 km weit. Einen Pfarrer hat er schon lange nicht mehr gesehen.

Was suchen Pfarrer auf einer Großbaustelle? Vierzehn Tage lang war unsere Seminargruppe von früh bis abends unterwegs, führte Gespräche mit der Bauleitung, verbrachte die Abende bei den Montagearbeitern in der Kantine oder in den Unterkünften der Gastarbeiter, sprach mit Gewerkschaftssekretären und dem jugoslawischen Betreuer. Und recht schnell stießen wir dabei auf ein zentrales Problem unserer Gesellschaft: auf die strikte Trennung von Arbeits- und Wohnwelt. Im Fall der Montagearbeiter sind es zwei deutlich unterschiedene Welten, zeitlich und räumlich auseinandergerissen. Unser Gesprächspartner an jenem Abend in der Kantine war kein Einzelfall. Angestellt bei einer großen Firma mit zahlreichen Verpflichtungen wird er von Baustelle zu Baustelle geschickt. Manchmal weiß er von einem Wechsel erst 36 Stunden vorher. Oft ist seine Baukolonne nur kurz an einem Ort. Wer dann das Glück hat, „nur“ 100 km fahren zu müssen, um nach Hause zu kommen, tut's in der Regel täglich. Für viele bleibt es aber beim Wochenendbesuch, und für die ausländischen Arbeiter gar beim Jahresurlaub. „Die Kinder nennen mich schon Onkel“, sagt einer. Aber nicht nur das Familienleben ist gefährdet. Auch die Teilnahme am politischen Leben der Heimatgemeinde ist unter diesen Umständen nicht mehr denkbar. Und das gilt auch für das kirchliche Leben. Man sollte einmal darüber nachdenken, wievielen Berufsgruppen es ähnlich geht: Fernlastfahrern, Schichtarbeitern, Handelsvertretern ... Ihre Arbeitskraft wird dringend gebraucht. Wo wird aber Wert auf ihr politisches Urteil, ihre soziale Phantasie, ihre Mündigkeit zur Verantwortungsübernahme gelegt? Nur ansatzweise bei der Arbeit. Vielleicht einmal informell in einer Baukolonne, die länger zusammenarbeitet. Aber niemals als Mitbestimmung am Arbeitsplatz.

Welches Interesse haben Pfarrer an einer Großbaustelle? Haben sie nicht schon genug zu tun: bei der Begleitung von Erziehungsprozessen durch Taufe, Kindergottesdienst, Kindergarten, Unterricht und Jugendarbeit bis hin zur Erwachsenenbildung; bei der seelsorgerlichen Betreuung der Gemeindeglieder? Um diese zentralen Aufgaben eines Gemeindepfarrers wirksam wahrnehmen zu können, gehören heute besondere Kurse ins Ausbildungsprogramm von Vikaren: Schulpraktika, klinische Seelsorge, Gruppendynamik. Sie wollen die Rolle der Kirche in diesem Zusammenhang kennenlernen — und nicht zuletzt die Grenzen ihrer eigenen Befähigung. Sie verstehen ihre Aufgabe nicht mehr im Betreuen, im Handeln für die anderen. Wo sie helfen, da möchten sie gleichzeitig zur Selbsthilfe anleiten und befähigen. Dazu ist jedoch nötig, daß sehr genau die Bedingungen und Möglichkeiten, die der Arbeitsbereich gewährt, bedacht werden.

Im Arbeitszentrum in Mainz finden im Laufe eines Jahres eine ganze Reihe von Seminaren statt. Sie sind jeweils an Bereichen der Arbeit orientiert. Im Rahmen eines Projekts werden gesellschaftliche Probleme rasch deutlich. Doch wer setzt sich für ihre Lösung ein? Die Frage des Montagearbeiters sitzt tief: „Warum interessiert ihr Pfarrer euch für unsere Arbeit?“ Man vergißt sie nicht so schnell. Denn sie erinnert an die weißen Flecken im Tätigkeitsfeld der Kirche. Und doch ist sie zugleich so etwas wie eine Ermutigung, weiterzumachen. Denn Verhaltensstörungen, psychische und familiäre Schäden nehmen ständig zu, und viele erwarten hier von der Kirche Hilfe. Der Pfarrer nimmt von diesen Schäden im Wohnbereich Kenntnis; er stößt auf sie im Unterricht, er trifft seine Gemeindeglieder nach Feierabend an. Doch wodurch entstehen die Gemeinkrisen, warum benehmen sich Kinder „unmöglich“? Am Beispiel der Großbaustelle zeigt sich sehr anschaulich, wie die einseitig betriebene Belastung im Arbeitsbereich Konsequenzen für die übrigen Lebensbereiche hat, die den einzelnen wie auch die Kleinfamilie übermäßig belastet. Am selben Beispiel wird aber auch deutlich, daß das Problem nicht schon dadurch eine Lösung findet, daß der einzelne sich einen anderen Job sucht oder die Familie das Wohngebiet wechselt. Hier zeigen sich gesellschaftliche Entwicklungen, die nur gesellschaftlich gelöst werden können.

Die Seminargruppe ging dieser Frage nach und stieß dabei auf eine weitere Seite des Problems der Trennung von Arbeits- und Wohnbereich. Da entsteht ein umweltfreundlicher Großbetrieb am Rand einer Trabantenstadt. Mütter und Kinder führen tagsüber ein recht isoliertes Dasein, die Kinder wachsen in einer sterilen Wohn- und Schlafsiedlung heran. Man könnte nun annehmen, daß ein solcher Großbetrieb nicht ohne positive Auswirkungen auf die Siedlung bleibt. Man denkt z. B. an Sportanlagen, Cafés, Läden, Schwimmbad, Kulturzentrum, Hotel, also an Einrichtungen, die gemeinsam finanziert und benutzt, der Isolierung beider Bereiche entgegenwirken könnten. Oder man denkt an die Möglichkeit der Teilzeitbeschäftigung für Mütter. Wie sehen die Planungen bei diesem umweltfreundlichen Beispiel aus? Wieder führte unsere Seminargruppe Gespräche. Diesmal mit der Planungsabteilung und mit dem Betriebsrat des Unternehmens, mit Vertretern des Stadtplanungsamts, mit dem Ortsbeirat, mit Bewohnern. Aber auch hier zwei Welten. Eine der ersten Baumaßnahmen ist es, eine Mauer und einen Zaun zwischen beiden Bereichen zu errichten. In einem Gespräch mit Parteivertretern, Vereinsvorständen, dem Ortsbeirat, den Kirchenvorständen konnte für unseren Fall keine Instanz genannt werden, die zuständig wäre. Wie die Bauarbeiter ihre Isolierung in einem eingezäunten Stück Arbeitswelt meistern, wie die Mütter und Kinder ihr grünes Getto ertragen, wie der feierabendliche Wechsel von der Arbeits- in die Wohnwelt verarbeitet wird — das bleibt Privatsache. Viele junge Theologen, die sich auf ihren Beruf noch vorbereiten und noch nicht der Routine der Amtsgeschäfte unterlegen sind, geben sich mit dieser Auskunft nicht mehr zufrieden. Sie interessieren sich für Urban Industrial Mission, weil sie genauer der Art und Weise der „Abhängigkeit des U vom I“, also der urbanen Lebensbereiche von dem Bereich industrieller Arbeit nachgehen wollen und Lösungsversuche diskutieren möchten.

Johannes Evangelista Gossner

1773

*14. Dezember

1973

Festveranstaltungen 1973

8. und

9. Dezember Mainz, Albert-Schweitzer-Straße

14. Dezember in Berlin (Ost), Göhrener Straße

17.00 Uhr Festveranstaltung
Vortrag

20.00 Uhr Grußworte
und Berichte

15. Dezember

9.30 Uhr Gottesdienst
Göhrener Straße
14.00 Uhr Podiumsdiskussion

In Berlin (West)

15.00 Uhr Festveranstaltung
Haus der Kirche
Goethestraße
19.00 Uhr Abendgottesdienst
Im Elisabeth-Krankenhaus,
Lützowstraße
20.00 Uhr Treffen der derzeitigen
und ehemaligen Mitarbeiter
Handjerystraße

16. Dezember

10.00 Uhr Gottesdienst
im Gossner-Saal,
Handjerystraße
11.30 Uhr Gedächtnisfeier
am Grab Gossners,
Mehringdamm

Anmerkung der Redaktions

* Die größte Wirkung erzielte Gossner durch seine Bücher, von denen „Das Herz des Menschen“ inzwischen eine Auflagenhöhe von 520 000 (!) in deutscher Sprache erreicht hat (1972 die 35. Auflage), ferner in folgenden Übersetzungen: Russisch, Finnisch, Norwegisch, Armenisch (Ost- und Westarmenisch), Türkisch (Alt- und Neutürkisch), Arabisch, Amharisch, Hebräisch, drei westafrikanische Sprachen: Twi, Duala, Ga; südindische Sprachen: Tamil, Telugu, Kanarese, Malayam; nordindische Sprachen: Hindustani, Hindi, Mundari; Javanisch, Bataksche, Niassisch, Dajaksche, Truksprache und Chinesisch.



Aus „Die Biene auf dem Missionsfelde“, Jahrgang 1873, Nr. 12, Seite 89 und 90:

Am 14. Dezember sind es gerade hundert Jahre, seit der selige Gossner von Gott dem Herrn das Leben empfing. Wenn irgendwo so muß der heilige Name des Herrschers der ganzen Welt von den Lesern dieses Blattes darüber gepriesen werden, daß er seiner Kirche auf Erden solch ein Rüstzeug erweckt hat, um mit der heiligen Schrift zu sprechen, denn unter den Werken, welche dem Begründer der „Biene“ nachgefolgt sind, nimmt seine Mission, die einzige unter allen evangelischen Unternehmungen zur Bekehrung der Heiden, die nach einem Menschen ihren Namen führt, nicht den letzten Platz ein. Durch sie hat er nicht nur einen Segen gestiftet, welcher bis in die Ewigkeit hineinreicht, sondern über die Grenzen unseres europäischen Vaterlandes hinaus hat er damit seinem Gottes und Heiland gedient, daß ihm die Heiden zum Erbe und der Welt Enden zum Eigentum werden.

... neuerdings ist ein Grundstück bei Takarma in Aussicht genommen, von welchem unsere Brüder die Hoffnung haben, daß es zur Begründung der neuesten Missionsstation passend und wohl erreichbar wäre. Sind ihre Bemühungen um dasselbe von Erfolg gekrönt worden und sind die betreffenden Briefe an ihr Ziel gelangt, so wird am dritten Adventssonntag, dem hundertsten Geburtstage Gossners, dort bei Takarma der erste feierliche Gottesdienst und damit die Begründung und Weihe einer Stätte begangen werden ...

Aus „Die Biene auf dem Missionsfelde“, Jahrgang 1874, Nr. 1, Seite 2 und 3:
... wenn wir ihnen Bericht erstatten, wie es an dem betreffenden Tage hier und dort zugegangen ist ... Ganz besonders erhebend muß die Feier im Saale der Brüdergemeinde zu St. Petersburg gewesen sein.

Aus „Johannes Evangelista Gossner – Glaube und Gemeinde“ von Walter Holsten, 1949, Seite 5:

... geschichtlich wirksam geworden ist er weder ausschließlich noch besonders charakteristisch in der Gossnerschen Missionsgesellschaft, deren Gründung ihm erst abgenötigt und eigentlich erst nach seinem Tode vollzogen wurde; geschichtlich wirksam geworden ist vielmehr sein Glaubenszeugnis,* das ihm nun weit über 100 Jahre eine verborgene Gemeinde in aller Welt gesammelt hat, die weder statistisch faßbar noch organisatorisch verfaßt, aber doch wirklich und wirksam ist ...

Aus „Durch den Zaun der Geschichte“ von Karl Kupisch, 1964, Seite 160/161:
... Mit dem König und den preußischen Konservativen befand er sich in der Beurteilung der politischen Vorgänge in Übereinstimmung ... Er war in allem ein Kind seiner Zeit. Die Gemeinde Jesu lebt nicht von Wiederholungen. Ihr wäre heute mit einem zweiten Gossner nicht gedient ...

Einlieferungsschein
(nicht zu Mitteilungen für den Empfänger zu benutzen)

Gossnerische Missionsgesellschaft
65 Mainz
Albert-Schweitzer-Straße 113-115
Telefon (06131) 2 04 93

Bedienen Sie sich
der Vorteile eines eigenen Postscheckkontos!
Auskunft hierüber erteilt jedes Postamt

Abschnitt für Mitteilungen an den Empfänger

Bestätigung über Zuwendung zur Vorlage
beim Finanzamt.

Gemäß Bescheinigung des Hauptfinanzamtes
für Körperschaften ist die Gossnerische Mis-
sionsgesellschaft nach § 4, Ziffer 6 KStG
als steuerfrei anerkannt (Schreiben des
Hauptfinanzamtes für Körperschaften von
Groß-Berlin vom 2.4.1948, St. Nr. 7/882).
Es wird bestätigt, daß der vorgenannte
Betrag ausschließlich für Zwecke unserer
Missionsgesellschaft Verwendung findet.

Feld
für
postdienstliche
Zwecke

Herausgeber: Gossner Mission, 1 Berlin 41, Handjerystraße 19-20
Telefon: (030) 851 30 61
Redaktion: Dorothée Friederici • Druck: Walter Bartos, 1 Berlin 61
Fotos: Archiv Gossner Mission • Erscheint zweimonatlich
Grafik Seite 4 und 5: Klaus Schwerk, Berlin

„Ich werde nie mehr der sein, der ich vorher war!“

Der Witwatersrand ist Südafrikas Ruhrgebiet. Johannesburg gleicht allerdings mehr einer Stadt in den USA mit seiner Konzentration von Wolkenkratzern, mehrstöckigen Schnellstraßen und industriellen Abgasen in der Luft.

St. Peter's Lodge ist ein anglikanisches Tagungszentrum am Südrand dieser Stadt. In kirchlichen Kreisen hat der Name besonderen Klang. Hier lebte und wirkte in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg Bischof Trevor Huddleston, der als einer der ersten die Aufmerksamkeit der Welt auf die Lage der städtischen Schwarzen in Süd-Afrika gelenkt hat. Er wäre bestimmt einverstanden gewesen mit der Wahl dieses Tagungsortes für den ersten Drei-Monats-Kursus zum Thema „Mission in der Industriegesellschaft“, zu dem das „Inter-kirchliche Komitee für Industriemission im Witwatersrand“ vom 4. Juni bis 24. August eingeladen hatte.

Wie an mancher anderen Stelle, so war auch hier die Gossner Mission beim Zustandekommen behilflich: In der Anlage des Kurses, in der man die Dreiteilung der Mainzer Halbjahreskurse übernahm (2 Wochen Einführung — 8 Wochen praktische Arbeit — 2 Wochen Auswertung); in der Beschaffung der Geldmittel und in der Beteiligung an der Vorbereitung und Durchführung dieses Unternehmens.

Obwohl für Angehörige aller Rassen ausgeschrieben, ergab es sich schließlich, daß dreizehn der vierzehn Teilnehmer schwarze Afrikaner waren. Der einzige Weiße, ein junger katholischer Priester, gehörte gleichzeitig dem veranstaltenden Komitee als Beobachter seiner Kirche an. Pfarrer und Laien waren gleich stark vertreten. Ihre besondere Bedeutung erhielt diese Zusammensetzung durch die Tatsache, daß fünf der sieben Pfarrer der niederländisch-reformierten Kirche angehörten, die sich neuen Ideen bisher nur sehr zögernd zuwenden, während auf Seiten der Laien, unter ihnen zwei Frauen, besonderes Interesse am Aufbau einer unabhängigen schwarzen Gewerkschaft bestand. Würde es gelingen, ein gemeinsames Verständnis für die Rolle der Christen und der Kirchen im Bereich von Industrie und Großstadt zu entwickeln? Im Rückblick erscheint es von besonderer Bedeutung, daß der Pfingstsonntag zwischen die beiden Wochen der Einführung fiel. Denn angesichts der Gruppensituation und der Kürze der Zeit grenzt es ans Wunderbare, wie rasch und intensiv sich die Teilnehmer mit den Zielen und Inhalten dieser ihnen doch völlig neuen Arbeit identifizierten.

Selbst kritische Augenblicke in der Begegnung mit dem weißen Management ließen sich in fruchtbare Lernprozesse für alle Beteiligten umwandeln. Der Heilige Geist bewirkt Kommunikation!

Das zeigte sich auch, als die Teilnehmer in die verschiedensten Betriebe des Johannesburger Bereichs einzogen — unter Bedingungen, die im Lande der Apartheid für Schwarze ganz besonders schwierig sind. Aber gerade dies sollte ihnen aus eigener Anschauung deutlich werden: daß es nicht genügt, von Versöhnung, Gerechtigkeit und Nächstenliebe zu predigen ohne sich um die Bedingungen zu kümmern, die es möglich oder unmöglich machen, solche Grundsätze zu verwirklichen.

Vielleicht gehört es zu den wichtigsten Ergebnissen dieses Kurses, daß Pfarrer und Gewerkschafter sich in dieser Lage als Bundesgenossen entdeckten.

Möglicherweise aber zählt noch mehr, was einer der Laien zum Abschluß sagte: „Diese Wochen haben mein Leben verändert. Ich werde nie mehr der sein, der ich vorher war. Im Lichte dessen, was ich hier gelernt habe, verstehe ich meine Aufgabe viel tiefer und besser als je zuvor...“

Jochen Riess

Ein „Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft“ auch in West-Afrika

In der Kleiderfabrik treffen sich in der Mittagspause die Arbeiter wie jede Woche mit Pastor Yando, dem Industriepastor von Abidjan (Elfenbeinküste). Sie diskutieren und dabei stellt ein Arbeiter die Frage: „Pastor, warum gibt es eigentlich in einem Land immer so viel mehr Arme als Reiche; hat das Gott so gewollt?“

Die Frage ist vielschichtig, so einfach und naiv sie auf den ersten Blick auch scheint. Dahinter steht die Situation dieser Fremden (fast alle Arbeiter in Abidjan sind schwarze Ausländer) aus den dürrebedrohten Gebieten von Mali und Ober-Volta, die in der wirtschaftlich florierenden Elfenbeinküste ihren Lebensunterhalt suchen und feststellen: Einfach ist das Leben hier auch nicht; von unserem Lohn gehen schon über 50 % nur für die Miete weg. Diese Arbeiter sind verwirrt. Sie sind aus dem traditionellen Lebenszusammenhang herausgerissen und finden sich plötzlich im Räderwerk des modernen Kapitalismus wieder. Sie verstehen nicht, was mit ihnen geschieht. Dahinter steht auch die Unsicherheit: Wie stellt sich eigentlich der Pastor, wie stellt sich die Kirche zu unserer Situation? Es steckt auch ein theologisches Problem dahinter: Was haben wir heute von Gott zu erwarten?

Die Frage des Arbeiters ist typisch, denn viele seiner Kollegen und Altersgenossen an der Elfenbeinküste oder in anderen Ländern könnten die gleiche Frage stellen. In West-Afrika ist alles in Bewegung gekommen, alles in dauernder Veränderung: Wirtschaft, Gesellschaft, Familienstruktur, Kultur. Neue Klassen bilden sich heraus, alte Werte werden kraftlos. Aber diese Veränderung läuft über die Beteiligten hinweg: Der Bulldozer, der ein altes Stadtviertel planiert, um Wolkenkratzern Platz zu machen, ist ein Symbol für die Gewalttätigkeit, mit der sich dieser Wandel vollzieht. Die Menschen verstehen nicht mehr, was mit ihnen geschieht; ihre Initiative wird gelähmt, sie sind Objekte in einem anonymen Prozeß, den man gemeinhin Entwicklung nennt und der mit Fabriken, Bürohochhäusern, Produktivitätsorientierung und Leistungzwang in die Länder Afrikas einbricht. Er soll allgemeine Hebung des Lebensstandards bringen und hat doch bis jetzt nur einer Minderheit zu Wohlstand verholfen; er soll Unabhängigkeit bringen und hat doch bis jetzt nur die wirtschaftliche Abhängigkeit von den Metropolen Europas verstärkt.

Immer mehr Leute, die sich mit Entwicklungsfragen beschäftigen, fordern, „Entwicklung“ nicht mit wirtschaftlichem Wachstum zu verwechseln. Sie meinen, die Grundvoraussetzung jeder Entwicklung sei eine Be-

wußtseinsbildung bei den breiten Massen, die diese befähigt, Einsicht zu gewinnen in das, was mit ihnen geschieht, und selber zu sagen, wohin sie wollen. Wenn man dieses Verständnis von Entwicklung akzeptiert, so erwächst daraus den Kirchen eine besondere Verantwortung. Denn gerade von ihnen erwarten die Massen Antwort und Hilfe zum Verständnis ihrer Situation im Licht des Evangeliums. „Pastor, warum gibt's eigentlich immer so viel mehr Arme als Reiche in einem Land?“ Wem anders als dem Pastor kann der Arbeiter diese Frage stellen? Die hiesigen Gewerkschaften sind in die Einheitspartei eingegliedert, mit der Macht verfilzt. Der Arbeitgeber hat kein Interesse daran, daß die Arbeiter die wirtschaftlichen Mechanismen verstehen; die Regierung braucht vor allem Ruhe und Ordnung.

Wenn die Kirchen diese Verantwortung wahrnehmen wollen, dann müssen sie selbst erst lernen, die vielfältigen Probleme der Gesellschaft in ihrem Zusammenhang zu sehen und theologisch zu hinterfragen. Dabei kommt den verschiedenen Gruppen der Industrie- und Sozialarbeit in West-Afrika eine besondere Bedeutung zu. Sie haben mit der Arbeit in einzelnen Betrieben und Sozialzentren in der Stadt angefangen. Sie haben entdeckt, daß die Probleme an denen sie arbeiten, Teilespektre des allgemeinen Problems sind, das man „Entwicklung“ nennt. Sie versuchen nun, die Wechselwirkung von Industrialisierung und Verstädterung, von Bildungssystem und Arbeitslosigkeit, von Stadt und Land klar zu sehen.

In dieser Arbeit wagt sich die Kirche auf Neuland vor, in dem es noch keine ausgetretenen Pfade gibt, wo Orientierung gesucht werden muß. Ohne eine gründliche Ausbildung ist das nicht möglich; deswegen legt das westafrikanische Komitee für Industrie- und Sozialarbeit einen Schwerpunkt auf die Aus- und Fortbildung der Pastoren, die in diesem Gebiet arbeiten. Es ist kein Zufall, daß das Komitee die Gossner Mission, Mainz, um Assistenz bei der Verwirklichung seiner Programme gebeten hat. Man hatte von der langjährigen Arbeit der Gossner Mission in der Industrie und mit den Seminaren gehört. Das heißt natürlich nicht, daß man unsere Erfahrungen in Deutschland einfach auf Afrika übertragen könnte. Aber in der Zielsetzung haben wir gemeinsam, daß wir das Einzelproblem auf seinen gesellschaftlichen Stellenwert und auf seine theologische Bedeutung hin befragen wollen.

„Pastor, warum gibt's eigentlich in einem Land immer so viel mehr Arme als Reiche; hat Gott das gewollt?“ Pastor Yando hat an dem afrikanischen Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft im letzten Jahr teilgenommen. Er hat Einsicht in den komplizierten Prozeß gesellschaftlicher Veränderung gewonnen. Er hat gelernt, seine Kenntnis an die weiterzugeben, die unwissend gehalten werden. Er weiß, daß gesellschaftliche Ungleichgewichte kein von Gott verhängtes Schicksal darstellen; sie sind von Menschen gemacht, sie können von Menschen verändert werden. Pastor Yando wird mit seinen Arbeitern an Wochenenden kleine Seminare organisieren, in denen er mit ihnen diese Frage diskutieren wird; er wird weiter versuchen, die Lage der Arbeiter noch besser zu verstehen; er wird ihnen zeigen, wie die Wirtschaft arbeitet und mit ihnen nach Wegen für mehr Gerechtigkeit suchen. Gerhard Mey

**„Gerechte Lippen begraben den Haß,
wer aber Verleumdung aussprengt, ist ein Tor.“ Sprüche 10, 18**

In Presseberichten, Rundfunk- und Fernsehsendungen über die Maßnahmen amerikanischer und deutscher Geheimdienste wurde auch das Arbeitszentrum der Gossner Mission in Mainz als Abhör- und Beobachtungsobjekt genannt. Dazu erklärte der Vorsitzende des Kuratoriums der Gossner Mission, Bischof D. Kurt Scharf — Berlin, dem Südwestfunk am 13. August 1973 in Mainz:

Südwestfunk: „Auch Bischof D. Kurt Scharf, der Vorsitzende des Kuratoriums der Gossner Mission, der gerade in Mainz weilt, sieht die Gefahr, daß Abhördienste selbst vor dem Beichtgeheimnis keinen Respekt mehr haben.“

Bischof Scharf: „Die Haltung der Kirche in dieser Frage ist eindeutig. Wir vertreten als Kirchen etwa in dem Bereich der totalitären Staaten die Auffassung, die wir auch immer wieder öffentlich mit Nachdruck den Regierungen entgegengehalten haben, daß die Seelsorge nicht angetastet werden darf, weder von der Polizei, noch sogar von der Justiz. Entsprechend muß auch hier ein Schutz bestehen, ein absoluter Schutz bestehen vor jeder Möglichkeit, abgehört zu werden.“

Südwestfunk: „Aber dieser Schutz scheint nicht mehr zu bestehen.“

Bischof Scharf: „Wir müssen als Kirchen an die deutsche Regierung appellieren, daß sie dafür sorgt, daß dieser Schutz, und zwar ein absoluter Schutz, wieder gewährt wird.“

Südwestfunk: „Haben Sie selbst, da Sie in Berlin leben, ähnliche Erfahrungen gemacht wie die, von denen Pfarrer Symanowski berichtet hat?“

Bischof Scharf: „Immer wieder und zwar durch drei Epochen hindurch in der nationalsozialistischen Zeit, in der Zeit, in der ich in Ostdeutschland meine Residenz hatte, meine amtliche Residenz hatte, aber auch in West-Berlin.“

Südwestfunk: „Pfarrer Symanowski, Sie sagen, Sie wissen, daß Sie seit vielen, vielen Jahren überwacht werden. Sie wissen, daß Sie abgehört werden. Sie haben nie etwas dagegen unternommen. Wollen Sie, was hier die Gossner Mission und Sie persönlich angeht, das auch in Zukunft so halten?“

Pfarrer Symanowski: „Wir haben hier in unserer Arbeit keine Geheimnisse. Wir brauchen deshalb auch nicht heimlich zu tun. Unser Protest, den wir damals 1964 schon angemeldet haben, blieb wirkungslos. Wir haben wichtigeres zu tun als uns über solche Abhörmaßnahmen aufzuregen.“

1977

Die Deutschland-Arbeit der Gossner Mission und die Zukunft

I. Was ist

a) Berlin:

- Konzentration auf die Übersee-Arbeit in Indien, Nepal, Zambia.
- Berichterstattung über diese Arbeit bei Besuchen in Gemeinden, Schulen und sonstigen Gruppen.
- Versuch der Erörterung von entwicklungspolitischen Fragen, besonders bei Besuchen in Schulen und entsprechenden Gruppen.
- Diese Besuchen wurden durchgeführt zu Einzelveranstaltungen, Wochen-Besuchen mit durchlaufendem Programm mehr oder weniger regelmässige Besuche in grösseren Zeitabständen, z. B. alle 6 Monate oder einmal im Jahr.
- Grundsatz: "Geh-Struktur", d. h. wir gehen zu den Interessenten.

b) in Mainz:

- Seminar für den kirchl. Dienst in der Industrie-Gesellschaft
- Industrie-Seminare für Vikare und Studenten
- Seminare mit Gewerkschaftsgruppen, etc.
- Ökumenische Seminare und
- Teilnahme an solchen
- Grundsatz "Komm-Struktur", d.h. Interessenten kommen ins Haus

II. Was soll sein:

a) Neue Themen:

- Neue Weltwirtschaftsordnung
- Gerechte Verteilung der Arbeitsplätze
- Ökologische Fragen und Lebensstil

b) Ziel unserer Arbeit:

- Gewerkschaftsunion und Weltwirtschaft (Beteiligung zwischen...)*
- Verständlich machen der Weltwirtschaftsprobleme und Erkennen der Verantwortung der Christen.
 - Neue Einstellung zur Arbeitsplatzverteilung, gesellschaftliche Verantwortung der 'Arbeitsplatz-Inhaber', verantwortliche Einstellung zur Teilzeitbeschäftigung, etc.

- Erkennen der ökologischen Probleme, verantwortliches Herrschen über die untertan gemachte Welt,
- Die Konsequenz von alle dem: Der Lebensstil des Christen und
- das Erkennen und Erleben der Gemeinschaft der Christen über die 'Kirchenkreis-Grenzen' hinweg.

c) Die Durchführung dieser Arbeit :

1. Basis:

- von Berlin her:

Verbindung zu Partnern und Freunden in Übersee einerseits und

Verbindung zu Gemeinden, Kirchen, Schulen andererseits.

- von Mainz her:

Verbindung zu Gewerkschaften und Industriegruppen einerseits und

Zusammenarbeit mit ökumenischen Gruppen andererseits

2. Zielgruppen:

- Lehrer (auch Berufsschullehrer!) und ihre Klassen;

- Pfarrer und ihre Gemeindekreise: Konfirmanden

Jugendgruppen

Gemeindeälteste, etc.

- Studenten, Vikare, Sozialarbeiter

- entwicklungspolitisch interessierte Gruppen und Personen

- Gewerkschaftler, Industrielle, Bankkaufleute

3. Arbeitsweise:

von Berlin aus:

- so weit nötig Beibehaltung der Geh-Struktur, aber Themen-Bezug mehr in die o. g. Richtung

- Mitarbeit bei der Vorbereitung und Durchführung der Seminare

- Zur Vor- und Nachbereitung der Besuche, Seminar-Möglichkeit erkennen und anstreben

von Mainz aus:

- Beibehaltung der Komm-Struktur, aber auch Bereitschaft zu Gemeinde- oder Gruppenbesucheng zur Vorbereitung oder zum Follow-up der Seminare

- Durchführung von Seminaren:

x Kurzseminare von 2. bis 3 Tagen, evtl. an Wochenenden, für kirchliche Mitarbeiter aber auch während der Woche.

x Lehrer-Seminare während der Herbst- oder Oster-Ferien,

- also ca. 8 bis 12 Tage. Beteiligung von Studenten scheint hier erstrebenswert
- ✗ Evtl. ab frühestens 1979 längere Seminare, ähnlich wie die bisherigen Mainzer 4-Monats-Seminare. Der Teilnehmerkreis hierfür wäre noch näher festzulegen. Hierzu ist das Mitdenken und Mitplanen der zuständigen Landeskirchen unbedingt erforderlich!
 - ✗ Abend-Seminare für Studenten und Berufstätige, evtl. in Zusammenarbeit mit einem kirchl. Erwachsenen-Bildungs-Programm oder mit den Volkshochschulen

III. Ziel und Grundsatz der gesamten Arbeit :

Das Erkennen der einen von Gott geschaffenen Welt,
der einen, von Gott geliebten Menschheit
der einen, von Gott gegebenen Verantwortung
Bisher wurde von der sogen. 1. und 3. Welt geredet, oder von den sogen. alten und jungen Kirchen, oder vom christlichen und heidnischen Weltteil.
Siehr und mehr wird deutlich, dass die Weltteile auf einander angewiesen sind, dass es keine Missions-Einbahnstrasse mehr geben darf, und dass Christen in der ganzen Welt letztlich die gleichen Probleme bewegen, nämlich diese von Gott geschaffene und gelibte Welt zu erhalten.
Christen in der ganzen Welt sind (?) das Salz der Welt, also eine absolute Minderheit (vergleiche Kochrezepte), die aber eine wichtige Würz-Funktion wahrzunehmen haben. Diesen von Christus gegebenen Auftrag gilt es zu erfüllen, auch in der heutigen Welt mit ihren heutigen Problemen.

HANS ADAM RITTER

Oekumenische Erfahrungen in Berlin / DDR

1. (Die eigenen Überzeugungen relativieren)

Der Titel: Oekumenische Erfahrungen in Berlin, ist, meine ich, ganz unsensationell formuliert. So ist es angemessen. Ich werde, wenn ich in die Schweiz zurückkomme, keine Sensationen zu berichten haben. Das wird wahrscheinlich enttäuschen. Denn noch stehen die Staaten des Ostens bei uns im Geruch des Bedrohlich-Geheimnisvollen. So erwartet man von jemandem, der länger im Osten war, einen Bericht über auffallende Erlebnisse und exotische Eindrücke, die die verwerfliche Abweichung des östlichen Lebens vom normalen westlichen illustrieren und unterstreichen. Wenn ich solche nicht präsentieren kann, ist das also nicht nur ein Mangel an Farbe, sondern auch schon eine sachliche Mitteilung für westliche Hörer. Sie lautet ungefähr: Die östliche Gesellschaftsform funktioniert, ein vernünftiges Leben ist dort nicht unmöglich, die Bedingungen sind nicht abnormal. Die Probleme, die sich dort stellen, sind keine exotischen Blüten, sondern allgemeine politische und menschliche Fragen, die sich, wenn schon in anderer Form, auch bei uns ergeben.

So kommt uns diese durch unangenehme Grenzen von uns getrennte und daher in die Ferne gerückte zweite europäische Wirklichkeit wieder näher. Die Einheit der Welt wird sichtbarer. Gleichzeitig verliert durch dieses Näherkommen unsere westliche gesellschaftliche und politische Ordnung etwas von ihrer fraglosen Ausschließlichkeit. Wenn im Osten der Beweis erbracht wird, daß es anders als bei uns auch geht, bleibt unsere Ordnung nicht mehr die selbstverständliche Gegebenheit, die sie bis jetzt doch weithin noch ist in unseren westlichen Köpfen. Sie wird relativiert. Das ist gerade in der Schweiz wichtig, wo wir unter dem mächtigen Gefühl einer ungebrochenen, umfassenden politischen und gesellschaftlichen Kontinuität leben. Denn erst wo man die angefochtene Selbstverständlichkeit der gegenwärtigen Ordnung verneinen lernt, wird die Phantasie frei, überhaupt Modelle zu suchen, die für die Zukunft besser dienen als die überkommenen, welche einer bestimmten geschichtlichen

Situation zu verdanken sind, aber dann mit einem Mantel von Zeitlosigkeit umgeben worden waren.

Damit habe ich schon etwas vom Wichtigsten erwähnt, was ich habe lernen können, und was insgesamt Bedeutung haben wird für alle Begegnungen zwischen der Gossner-Mission und der Schweiz.

2. (Meditation über "Erfahrung")

Ich sagte, ich hätte nicht von sensationellen Erlebnissen, sondern von bescheidenen Erfahrungen zu berichten. Darf ich trotzdem anfügen, daß wir das Wort "Erfahrung" nicht zu harmlos auffassen sollten? Darf ich das ein wenig wortspielerisch veranschaulichen?

Wenn wir das Wort "erfahren" ins Lateinische übersetzen, kommen wir auf EXPERIRI. Darin klingt etwas mit, was wir beim Alltagsgebrauch des deutschen Wortes nicht mithören und was sachlich doch nicht fehlen dürfte. Experiri heißt nach meinem Wörterbuch: durch angestellte Versuche, sich Erfahrung von etwas zu verschaffen, also im einzelnen: versuchen, auf die Probe stellen, auch: sich mit jemand versuchen, sich mit jemand messen, wagen, es auf etwas ankommen lassen, dann: erproben, erfahren, erleben, erleiden. Das Verbum ist verwandt mit periculum, dessen erste, allgemeine Bedeutung "Probe, Versuch" ist, dessen zweite, prägnante dann "Gefahr" meint. - Das soll heißen: Wo wirkliche Erfahrungen gemacht werden, wird etwas aufs Spiel gesetzt; man kann Erfahrungen nicht schlucken wie eine Pille, man kann sich Erfahrungen nicht einverleiben. Man kommt durch sie in etwas Neues hinein, das einen selbst nicht unverändert läßt; es verlangt einen Einsatz, und das Ergebnis ist nicht garantiert.

Ich habe der Gossner-Mission vor allem andern dafür am meisten zu danken, daß ich in diesem Sinn "erfahren" lernte. Darin sehe ich auch überhaupt den Sinn einer kurzfristigen ökumenischen Mitarbeit. Manche stellen die kirchliche Ost-West-Arbeit in Berlin gern unter das markante Stichwort Brückenschlag. Natürlich kann man die Absicht,

Brücken zu bauen, nie kritisieren. Aber dieses Stichwort legt doch leicht eine Vorstellung nahe, die nach meiner Meinung nicht weiterhilft. Man glaubt auf beiden Seiten, man müsse sich so weit als möglich an den Rand der westlichen und der östlichen Gesellschaft begeben und sich an einer Art dritten Ort treffen. Ein solcher Ort der Begegnung hat etwas Imaginäres, man kann da nicht arbeiten. Vielmehr kommt es darauf an, an einer Stelle möglichst tief sich hineinzudenken in das Leben, in die Fragen der Brüder. Ich hatte es vielleicht leichter als andere ökumenische Kollegen, weil ich mich auf einen ganz bestimmt geprägten Kreis zu beziehen hatte: eben auf die Gossner-Mission. Das verschaffte mir eine zwar etwas einseitige, aber umso schärfere Beleuchtung. Deutlicher ist bei diesem Licht zu spüren, wie man vertraute Vorstellungen und Denkweisen aufs Spiel setzen muß, um zu wirklichen Erfahrungen zu kommen, wie man nur mitdenken kann, wenn man es darauf ankommen läßt, unsicher zu werden, zu wagen mit dem Risiko, zuletzt unrecht zu haben. Zieht man aber lieber die ganze Breite kirchlicher Arbeit in Betracht und sucht Beziehungen zu den verschiedensten Kreisen, so bleiben Auseinandersetzung und Erfahrungen naturgemäß unakzentuierter.

Wenn jemand, von außen kommend, versucht sich hineinzudenken, geschieht es vielleicht, daß auch die Erfahrung der Partner erweitert, befragt, geklärt wird, dadurch daß sie die eigene Linie erläutern und sich das Mitdenken des anderen gefallen lassen. Das ist wenig. Aber es bezeichnet doch genauer, was geschieht und geschehen kann bei einer ökumenischen Mitarbeit, als wenn man vom Brückenschlag spricht.

3. (Das ökumenische Experiment in der DDR)

Wir sind noch daran, das Wort "Erfahrung", lateinisch "experimentum", zu meditieren. Ich sagte: Erfahrungen zu machen, sollte ein Experiment mit sich selbst bedeuten, das einen nicht unverändert läßt. Aber ich wollte damit nicht so sehr bloß meine persönlichen Erlebnisse kennzeichnen. Vielmehr sollte sich das vor allem darauf beziehen, was die Kirchen in der DDR insgesamt erfahren und erfahren werden.

Ein säkularer Staat beeinflusst mit einer theoretisch-materialistischen und gleichsam nebenher atheistischen Doktrin die Gesellschaft so, daß der Prozeß der Säkularisierung jedenfalls in der einen Richtung der Entklerikalisierung sich beschleunigt. Das wird für die Form der kirchlichen Arbeit sehr weitreichende Folgen haben. Aber nicht nur für die Formen; Formen sind nicht tote Schalen, sondern bilden sich aus, entsprechend ihrem Inhalt. Das bedeutet, daß nicht nur die Gestalt der Kirche sich ändern wird, sondern ihr ganzes Leben und Denken. Die Säkularisierung geht auf der ganzen Welt in ihnen für die Betroffenen befreien den und beschwerlichen Auswirkungen immer weiter. Was das Leben der Kirche am unmittelbarsten und jedenfalls am sichtbarsten betrifft, die Entklerikalisierung, ist aber in den sozialistischen Ländern am meisten fortgeschritten. Damit sind nicht Schikanen gemeint, die gegen die Kirche als Institution und gegen Christen als einzelne gerichtet sind, sondern die Tatsache, daß das Zurückdrängen der Kirche sie für weite Kreise ganz uninteressant gemacht hat. Das könnte bedeuten, daß die Erfahrungen, die Christen in der DDR machen, modellhaft sind für die Oekumene, sofern sie sich nur tatsächlich auf die Wirklichkeit einlassen, die sich ihnen bietet und nicht etwa Formen einer anderen Zeit mühsam für die jetzige zu adaptieren versuchen. Bei ihnen wird möglicherweise eines der größten oekumenischen Experimente unternommen, indem neue Formen, neue Strukturen (wie man gern sagt), ein neues Verhalten gesucht werden, die heute in diesem Raum allein Zukunft haben und morgen auch in allen anderen Ländern zur verbindlichen Gestalt der Gemeinde gehören müssen.

Aber man wird ihre Erfahrungen nicht nur ein Experiment nennen, weil in diesem Raum etwas ausprobiert wird, was globale Bedeutung bekommen soll. Die Züge des Wagnisses, des auf's Spiel Setzens, eben des Experimentellen kommen ebenso von daher, daß der Staat und seine offizielle Doktrin sich einrichten auf das Absterben der Kirche. Statt das zu beklagen, sollte man sich energisch fragen, ob er recht haben wird. Bleibt es bei diesem allmäßlichen Auslaufen?

Oder können wir von den Marxisten die Wette annehmen und behaupten, daß etwas Neues entsteht? Doch nur, wenn gewagt wird, Altes auch innerlich aufzugeben, frühere Einsichten dranzugeben, sich nach vorne auszustrecken. Ich stelle mir immer vor, die Christen in der DDR müßte eine Art Neugier auszeichnen, wie es wohl mit der Kirche herauskommen werde. Ich selbst bin äußerst gespannt darauf, wie die christliche Gemeinde und ihre Beziehungen zur Gesellschaft in 25 Jahren aussehen werden.

4. (Das hindernde Erbe)

Ich versuche, dieses Experiment, diese notwendigen Erfahrungen noch weiter zu beschreiben. Ich hätte dazu auch eine handliche Formel parat: Es wird darum gehen, könnte man sagen, daß die Kirche sich nicht mehr, wie man einen Hofnarren hält, eine Gossner-Mission leistet, sondern daß sie sich insgesamt in eine Gossner-Mission verwandelt!

Das bedeutet: Es muß viel aufgegeben werden, was heute in der Kirche noch selbstverständlich ist. Das ist überaus schwer und wirft viele ernste Fragen auf. Es ist so schwer, daß wahrscheinlich nichts Entscheidendes passieren könnte, wenn nicht der Druck von außen zu Hilfe käme.

Vor allem wird die Gemeinde ihren volkskirchlichen Charakter verlieren. Man kann, mit D. Jacob, zustimmend Rudolf Augstein zitieren, der gesagt hat: Zum Glück wird in der DDR die Volkskirche abgebaut; die Kirche schrumpft sich gesund, - Aber das ist ein schmerzlicher Vorgang. Und nicht nur aus äußeren Gründen, sondern auch aus inneren. Nur ein Beispiel, das sehr zu bedenken ist. Wenn die Kirche ihr neues Leben finden will, darf sie nicht religiöse Innenbezirke bewohnen, sondern muß da sein für die Welt - will sagen: für den Dienst in der Gesellschaft. Wenn sie aber in diesem Dienst vorankommen will, muß sie das Gespräch finden mit den Außenstehenden. Das ist in westlichen Verhältnissen, sofern man nur auf den konstantinisch-klerikalen Stil verzichtet, sehr leicht. Die konstantinische Volkskirche erleichtert die Arbeit für das nachkonstantinische Zeitalter. Die Außenstehenden sind nahe genug, um sich zu einem Gespräch über Sachfragen ziemlich rasch gewinnen zu lassen.

Der Misserfolg stellt sich erst dann ein, wenn man das Gespräch alsbald auszumünzen trachtet für einen erneuerten Glanz der alten Kirchlichkeit. In östlichen Verhältnissen ist die Gefahr, sich nur mit sich selbst zu beschäftigen, für die Kirche beängstigend groß. Das absichtslose Miteinanderreden und das bessere, an einer dritten Sache gemeinsam engagierte Reden kann nur mit großer Anstrengung erreicht werden.

Die Kirche war ein Instrument der herrschenden Klassen. Die Parole von Thron und Altar und das Unvermögen der kirchlichen Diakonie, gesellschaftliche Zusammenhänge und notwendige Veränderungen in den Blick zu bekommen, sprechen eine Sprache, die das unverblümt zeigt. Die heute eingetretene Befreiung von dieser Funktion ist in ihrer Bedeutung überhaupt nicht zu überschätzen. Und doch kann man den kirchlichen **W i l h e l m i n i s m u s** nicht für überwunden halten. Alle Klagen über die verlorenen Privilegien der Kirche bezeugen ein übriggebliebenes Machtdenken, das ein ganz großes Hindernis ist auf dem Weg in die Zukunft. Der gängige kirchliche Irrationalismus ist ein anderes Hindernis, das verhängnisvollerweise zu unserem Erbe gehört. Man kennt ihn als fromm scheinendes Misstrauen gegen eine dringlich fragende Vernunft und als falsche heilige Scheu, Traditionen und bloße Gewohnheiten auf ihren Wert zu prüfen. Schließlich lebt der Wilhelminismus noch im autoritären Stil, der das kirchliche Leben prägt und dazu führt, daß Laien ~~s~~ wenig bereit sind, in wirklicher Verantwortung mitzudenken für die Gemeinde. Es ist eine Frage auf Tod und Leben, ob die Kirche diesen wilhelminischen Geist abtut. Aber es ist nicht nur ein Problem des guten Willens. Es geht um schwere Fragen. Die schwierigste theologische Frage ist vielleicht die, wie man kirchlichen Autoritarismus aufgibt, aber der Autorität des Wortes Gottes Raum lassen kann und sie nicht etwa in demokratischer Diskussion unverschens zerschwatzt.

5. (Die Erneuerung des Dienstes)

Nun müssen sich die notwendigen Erfahrungen des großen oekumenischen ^{weniger} Experimentes auf das richten, was zu überwinden ist, als vielmehr auf das neue Leben. Die Erneuerung der Kirche tritt nicht durch eine Reform ein, die sich mit innerkirchlichen Fragen beschäftigt. **D i e E r n e u e r u n g d e r**

Kirche wird sich ergeben durch die Erneuerung ihres Dienstes. Oder wie Arthur Rich formuliert: Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, nach seiner sozial-ethischen, also gesellschaftlichen Dimension, dann wird euch dies alles, auch die Kirchenreform, die Erneuerung des Gemeindelebens zufallen.

Ich brauche das nicht weiter auszuführen, das hieße bei der Gossner-Mission Wasser ins Meer tragen, wo das Leitwort "politische oder gesellschaftliche Diakonie" über der ganzen Arbeit steht. - Man muß freilich wissen, was man sagt. Oft ist zu hören, und ich habe es auch oft nachgesagt: Die Gossner-Mission habe zwei Schwerpunkte bei ihrer Arbeit, einmal bewege sie sich um das Stichwort Politische Diakonie, Dienst der Christen in der Gesellschaft, zum andern um das Stichwort Gemeindeaufbau. Es wird dann zwar betont, beides gehöre notwendig zusammen, nur begriffen das leider manche nicht, die sich aus den gesellschaftlichen Problemen heraus halten möchten. Wahrscheinlich ist das aber doch zu wenig präzis, zu wenig radikal geredet. Es gibt nicht dieses Doppelte: Dienst in der Gesellschaft und Dienst in der Gemeinde. Es gibt nur das eine: die gesellschaftliche Diakonie. Alle Arbeit für die Gemeinde muß Arbeit für diesen Dienst sein, sonst ist sie Flickwerk am neugotischen Dom und nicht Einsatz für die Gemeinde von morgen. Die Gemeinde ist nicht ein Ort n e b e n dem andern Ort, wo Christen in der Gesellschaft stehen. Sondern die Gemeinde ordnet sich den Fragen der Gesellschaft zu, weil sich dort, nicht bei ihr selbst, bewährt, woraus sie lebt.

In der Gemeinde wird der gesellschaftliche Dienst beraten und ein Stück weit eingeübt. Dabei haben wir gelernt, daß wir von dem fatalen militärischen Bild loskommen müssen, das das Verhältnis zwischen Laien und Theologen als das Verhältnis zwischen Soldaten an der Front und dem Munitionsdepot darstellt, als ob der Pfarrer die Munition auszuteilen hätte hinten in der Etappe und die Laien eilten so ausgerüstet weg in den Ernstfall. In der Frage des Dienstes gibt es keinen

Unterschied zwischen Theologen und Nichttheologen. Das ganze Volk Gottes - ich sage nicht gern: steht im Ernstfall, aber steht gemeinsam im ernstlichen Dienst in der Gesellschaft. Gerade der Theologe (der Träger des Predigtamtes) muß exemplarisch sichtbar machen, was es heißt, mit dem Wort in die Welt zu gehen (R. Leuenberger - Mitarbeiterkonferenz 1961)

Zwischen Theologen und Nichttheologen gibt es bei der Politischen Diakonie keinen Unterschied. Vielleicht muß man aber eine Unterscheidung treffen zwischen der Diakonie der einzelnen Christen und der Gemeinde oder der Kirche (als Institution). Darüber ist offenbar noch weniger nachgedacht worden. Wenn in der Gossner-Mission von Politischer Diakonie gesprochen wird, ist damit, wenn ich recht höre, immer der Dienst der einzelnen gemeint. Das bringt nun allerdings gerade der Gemeinde eine neue Verantwortung, denn sie hat die einzelnen zu ihrem Dienst anzuhalten und sie darin zu tragen. In Westdeutschland wird mit Politischer Diakonie eher die Stellungnahme der Kirche in der Öffentlichkeit bezeichnet, wo sie sich neben anderen Institutionen in der pluralistischen Gesellschaft zu gesellschaftlichen Fragen äußert. Etwa bei der Denkschrift zur Lage der Vertriebenen und zum Verhältnis zu den östlichen Nachbarn war das Wort Politische Diakonie stark im Gespräch. Dieses Nebeneinander muß gelegentlich geklärt werden.

6. (Die innerkirchlichen Auseinandersetzungen)

Das Experiment, seine Schwierigkeit und seine Notwendigkeit ist mit dem Gesagten angedeutet. Wenn die Kirche diese neuen Erfahrungen auf sich nimmt, wird sie das erschüttern. Es wird sie mehr erschüttern als äußere Anfeindungen, weil der Dissensus dann durch den eigenen "Raum" geht und er sich auf die Dauer nicht verkleistern lassen wird.

Friedrich Heer schreibt: "Die Zukunft wird auf Generationen hinaus von schweren innerchristlichen und innerkirchlichen Auseinandersetzungen erfüllt sein. Die Kluft ist zu groß, um mit einigen Wortgefechten, einigen Tagungen, einigen Kirchentagen, aber auch etwa mit einem Konzil oder einigen Synoden überbrückt zu werden ... Die Kluft ist zu groß: zwischen dem,

was breiteste Schichten von Christen als "Christentum" ... traditionalistisch gebunden verstehen und verstehen wollen, und dem, was ein neues Weltzeitalter als Glaube und christliche Existenz fordert." (Sonntagsblatt, 14.5.1967).

Das kann natürlich nicht heißen, man solle in der Kirche zu einer Frontbildung übergehen. So einfach ist es nicht, daß man die Ansichten und den Einsatz der Christen säuberlich auf zwei einander gegenüberliegende Lager aufteilen könnte: dort die Traditionalisten und hier die Modernen. Die Fragen sind zu vielschichtig. Wohl aber muß man erwarten und sollte es nicht ängstlich vermeiden wollen, daß sehr harte innerkirchliche Diskussionen, ja Streit entstehen werden an den verschiedensten Punkten durch die ganze Kirche hindurch. Die Wahrheit für die Kirche von morgen ist nicht billig zu haben.

Erschütterungen werden auf die Kirche zukommen. Aber die Kirche (ich halte mich jetzt an Pauschalurteile, das möge man bitte entschuldigen) versucht noch einen Anblick der Unerstößerlichkeit zu bieten. Daher sind ihr auch Experimente suspekt. Sie muß, wie sie meint, um ihren Raum kämpfen und hat keine Zeit, neue Wege zu betreten und alten Wohnungen den Rücken zu kehren. Zuerst bewahren, verteidigen, dann renovieren. Aber revidiert wird nicht. Sie ist kaum bereit, sich auf neue Erfahrungen im Sinn des ungesicherten Experiments einzulassen.

Von Erfahrungen spricht sie allerdings auch. Es sind dann Erfahrungen, die neue Erfahrungen blockieren, weil sie die Prämissen gegeben haben, nach denen nun alles Weitere verstanden wird. Das sind etwa Erfahrungen aus der stalinistischen Aera. Auf Grund der Erfahrungen heißt es dann: Wir "kennen" das, oder wir "kennen" diese Leute. Dieses Kennen macht neue Erkenntnis unmöglich. Das Bild steht jetzt ein für allemal fest. Das gilt leider auch für Erfahrungen von Menschen, die den Kirchenkampf auf der guten Seite geführt haben und der Verführung von damals trotzten. Nun wollen sie neuen Verführungen aus dem Weg gehen und beharren darum bei den Erfahrungen von damals, stellen merkwürdige Gleichungen auf und lassen die größten geschichtlichen Einschritte außer

acht. Eine jüngere Generation ist natürlich kaum in der Lage, diese Sicht zu kritisieren, denn sie ist ja in der Tat nicht sicher, ob sie nicht doch noch irgend einer Verführung erliegt. Sie kann dem nicht ausweichen, sie kann nur hoffen, sie zu bestehen; aber es gibt keine Sicherheit zum voraus. Eine Hilfe besteht darin, daß es unter denen, die damals zu der angeblich neuen Zeit Deutschlands nein sagen lernten, manche gibt, die heute zu neuen Erfahrungen und zu einer offenen Beurteilung bereit sind.

So, wie die Dinge liegen, hat also meine flotte Formel von der Umwandlung der ganzen Kirche in eine Gossner-Mission kaum Aussicht auf eine rasche Verwirklichung. Umso nötiger ist es, daß es nicht bloß ein Büro gibt, das einige progressive Ideen zur Anregung weitergibt in die Kirche. Ist das nicht vielleicht der Mangel bei der Arbeit der Akademien? Es ist wichtig, daß es Gruppen gibt, die gemeinsam eine bestimmte Erkenntnis gewinnen und ihre Arbeit danach richten. Die kommende Auseinandersetzung wird von Gruppen bestimmt werden, die sich zu einer verbindlichen Gemeinsamkeit geformt haben. Es ist sicher eine von den positivsten Seiten der Gossner-Arbeit in den letzten Jahren, daß es gelungen ist, stärker zu einer solchen Verbindlichkeit zu kommen (Mitarbeiterkonferenz, Laienkonvent, Gruppentag). Daraus ergibt sich freilich sofort auch wieder die Schwierigkeit (die Bruno Schottstädt kürzlich aussprach): daß man die Gruppe als Fraktion versteht, die Leute von außen als Partei einreihet. Es heißt dann: Das ist Gossner! Kennt man schon. Was wir für die ganze Kirche sagen möchten, wird in eine bestimmte Bahn gelenkt, eingereiht und abgetan für alle, die in anderen Bahnen zu denken und zu gehen wünschen. Es wird keine leichte Frage sein, wie man einer solchen Entwicklung von Seiten der Gossner-Mission aus nicht noch Vorschub leistet.

7. (Die Arbeit der Gossner-Mission)

Ich möchte rasch nennen, was ich von der Gossner-Arbeit unmittelbar miterlebt habe. Ich konnte vor allem zwei Schwerpunkte kennen lernen: die Berliner Laienarbeit und die Seminare und Tagungen für kirchliche Mitarbeiter. Bei der Laien-

arbeit waren es die Gossner-Sonntage und die Kellergottesdienste als offene Veranstaltungen und anderseits die Zusammenkünfte der Hausgruppen. Vielleicht darf ich mit einem Wort sagen, wie ich die verschiedenen Zweige einschätze. - Bei der Gestaltung der Gottesdienste handelt es sich um einen zurückhaltenden, vorsichtigen, ich möchte sagen, schmalen Versuch, der aber echt ist. Er leidet darunter, daß noch zu wenige von denen, die teilnehmen, ihre Verantwortung für die Mitgestaltung übernommen haben. Die Gossner-Sonntage, wo man sich zu Vorträgen und Aussprachen zu einem bestimmten Thema trifft, sind ebenfalls eine Unternehmung im Anfangsstadium. Wie gut die Idee war, sieht man daran, daß die bisherigen Sonntage alle recht gut gelangen. Das war so, obwohl die Vorträge der Form oder dem Inhalt nach öfters unbefriedigend waren nach meinem Eindruck und infolgedessen das Gespräch nachher, sofern es über die Themen der Vorträge geführt wurde, stets mühsam blieb. Es scheint notwendig, daß diese Sonntage noch viel stärker geplant werden müssen. Auch bei den Hausgruppen ist mein Eindruck uneinheitlich. Aber das mag daher kommen, daß man für die Gruppen Wörter gebraucht hat, die für schlichte Hausgruppen zu weitgreifend sind wie Bruderschaft, Laienkreis zum Studium der gesellschaftlichen Probleme, aktive Gruppe, die am Zeugendienst orientiert ist, und so etwas. Es tritt dann natürlich eine Enttäuschung ein, wenn man merkt, daß sich auch diese Menschen gern nur versorgen lassen, daß sie jemand brauchen, der treibt, daß sie ihren Zusammenhalt haben einfach durch den menschlichen Verkehr, daß sie eine Ausstrahlung nach außen nicht ohne weiteres erkennen lassen. Wenn man aber davon Abstand nimmt, in den Gruppen ein hervorragendes Modell sehen zu wollen, sie vielmehr als Durchschnittsmodell für die selbstverständliche kirchliche Arbeit betrachtet, wird das Urteil zutreffender und günstiger in einem ausfallen. Denn wenn man näher zuhört, haben doch alle auch in den Fragen des gesellschaftlichen Dienstes eine klare Stellung bezogen. Nur nimmt diese sich in engeren Verhältnissen in Betrieben oder auf Büros nach außen notgedrungen sehr bescheiden aus. Das sagt nur, daß die Arbeit unter den Laien möglichst verbreitert werden muß.

Bei den Seminaren und Tagungen möchte ich nur eine Beobachtung mitteilen, die man fast auf jeder Veranstaltung machen konnte, je besser sie gelang, desto deutlicher: Bei allen Themen wird sofort nach der praktischen Anwendung des Gehörten gefragt. Das ist ein großer Vorzug, weil es rein akademische Debatten unmöglich macht; es könnte zur Gefahr werden, wo es hindert, mit Geduld theoretische Fragen zu bedenken, die man nicht gleich ummünzen kann zum praktischen Gebrauch. Es wäre nicht gut, einem Praktizismus zu verfallen, so begreiflich es ist, daß alle Teilnehmer bedrängt von den Problemen ihrer täglichen Arbeit und mit der Erwartung auf Hilfe zu den Tagungen kommen.

Der Hauptschaden bei aller Arbeit war in der Zeit, wo ich hier war, immer der gleiche: die dauernde Überforderung, die mangelnde Beharrlichkeit an einer Sache zu bleiben, die fehlende Kontinuität. Ein deutliches Beispiel ist die stecken-gebliebene Serie der Studienbriefe für Laien. Manchmal kam auch die Neigung auf zu sagen: Das haben wir schon gemacht, das ist erledigt, das kennen wir, Sätze, die man nur viel zurückhaltender vorbringen dürfte, denn das theologische Denken besteht doch zu einem guten Teil darin, die Dinge ständig wieder neu aufzunehmen, die Bibel immer neu zu lesen, einem geduldigen Revisionismus verpflichtet zu sein,

Diese Hauptschäden hatten aber, wie wir wissen, objektive Gründe.

Ein großes Problem sehe ich darin, daß zwar von der Gossner-Mission in immer weitere Kreise gleichsam "ideologische" Anregungen hinausgehen, man aber doch immer noch zu wenig in der Lage ist, auf Vorbilder hinzuweisen, auf praktische Erprobungen, die im Rahmen der Gossner-Mission sozusagen an der Basis selbst unternommen wurden. Trotzdem ist dabei zu bleiben, daß sich die Gossner-Mission gerade hier noch günstig unterscheidet von der Arbeit anderer Dienststellen.

- - - -

Ich sprach davon, daß Erfahrungen zu gewinnen bedeute, Experimente anzustellen, gehabte Einsichten aufs Spiel zu

Man soll natürlich nicht meinen, organisatorische Fragen wären unerheblich. Im Gegenteil müßte genau geprüft werden, ob die äußeren Formen auch dem Ziel entsprechen, dem sie dienen. Und kirchliche Formen sind doch wohl dazu da, den kirchlichen Dienst möglichst wirksam zu machen. Die Kirchen in der Bundesrepublik und in der DDR brauchen aber je verschiedene Arbeitsformen, um den gemeinsamen Glauben und die gleiche Liebe in ihren unterschiedlichen Verhältnissen zu praktizieren. Das bedeutet wohl, daß sich die Evangelischen im Osten und im Westen erst einmal ein ganzes Stück weit frei geben müssen. Wenn sie dann auf beiden Seiten tief in den Dienst in ihrer Gesellschaftsordnung hineingekommen sind, werden sie neu miteinander reden, sich austauschen und miteinander ihre Einheit suchen müssen. Sie merken, daß ich damit auch auf die beiden Gossner-Missionen im Osten und im Westen ansziele, die einen solchen Weg gehen. Ich habe gehört, daß nun auch die Studentengemeinden in dieser Richtung für ihre oberste Vertretung neue Formen suchen.

Bischof Scharf sagt gern, die Einheit müsse darum unbedingt gewahrt werden, weil wir im Westen viel von den Gemeinden in der DDR lernen könnten. Das ist auch richtig und wichtig, aber so recht doch erst für die Zukunft. Heute wird hier die Einheit noch auf die Art gewahrt, daß man sich möglichst wenig auf die Fragen der sozialistischen Gesellschaft einläßt. Denn das würde allerdings auch die Kirche ändern und sie unterscheiden von den Kirchen im Westen, die andere Aufgaben hat. So ist also jetzt die Kirche in der DDR einfach der farblose Abklatsch der Kirche in der Bundesrepublik. Wenn es so bliebe, gäbe es nichts zu lernen von einander.

9. (Zur gesellschaftlichen Entwicklung in der DDR und zum Ost-West-Verhältnis)

Das Verhältnis zwischen der DDR und der Bundesrepublik ist für das Ost-West-Verhältnis ein Testfall. Zwar fallen hier nicht die ersten Entscheide - das bekäme der Entspannungstendenz zwischen Ost und West recht übel. Wenn zwischen Paris und Prag zitell Einvernehmen herrschen wird, werden die Verantwortlichen in Bonn und Berlin immer noch Mühe haben, einander gelassen ins Auge zu schauen. Das brauchte nicht so zu sein.

setzen, sich möglichst weit in die neuen Verhältnisse hineinzudenken. Darf ich in der zweiten Hälfte des Berichts in einigen Punkten zeigen, wie ich versuchte, zu einer eigenen und meist für mich neuen Sicht von Problemen zu kommen, die bei der Arbeit der Gossner-Mission ständig auftauchten? Nehmen Sie aber alles als ganz vorläufige Überlegungen auf, auch wo sie in der Kürze scheinbar apodiktisch lauten sollten.

8. (Zur Einheit der EKD)

Zuerst eine Bemerkung zur EKD - wo ich vielleicht am stärksten auf Ihren Widerspruch stoße. Dieses Thema ist ja neu aktuell geworden, unglücklicherweise, muß man wohl sagen, denn es geschah unter Umständen, wo man sich offenbar nur noch in Fronten einreihen konnte. Das wird psychologisch erklären, daß es so kam, wie es kam. Aber auf die Sache gesehen, muß ich das Urteil von Heinz Kloppenburg für richtig halten, der das, was in der westlichen Presse emphatisch gepriesen wurde, in einem einzigen Satz an seinen Ort stellt: "Bischof Krummachers leidenschaftliche Rede half hier auch nicht." (Junge Kirche 5/67). Aber besonnene Journalisten in besonnenen Blättern schrieben ganz anders (ich schweige von dem, was unbesonnene Gazetten zu berichten hatten). (Die Zeit vom 7.4.1967, D. Strothmann:) Allzu lange habe dem deutschen Protestantismus ein solches Wort unbedingter Klarheit und Ehrlichkeit gefehlt. Es scheine, als sei hier ein neuer Anfang gemacht worden - im Gedenkjahr des Thesenanschlages an der Wittenberger Schloßkirche. Trotzdem macht sich der Verfasser Sorgen über die Einheit der Evangelischen Kirche. Die Befürchtung wachse, daß die Evangelische Kirche in Deutschland nur noch eine Kirche auf Zeit sei, daß für sie bald nur noch der gemeinsame Glaube, dieselbe Liebe, einheitliche Gottesdienstordnung und das gleiche Gesangbuch von ihrer Einheit übrig bleiben werde. - Mit dem bedauernden "nur noch" stellt der Beobachter die Dinge doch aber auf den Kopf. Was für die Kirche die höchsten Gaben sind: der gemeinsame Glaube und dieselbe Liebe, ist ihm zu wenig. Und niemand scheint zu merken, was da für Lästerungen unterlaufen. "Einheit" wird selbstverständlich als organisatorische Einheit verstanden, und daraus macht man einen Götzen.

Mittel wäre für die Zusammenarbeit zwischen westlichen und östlichen Industrieländern mit den Entwicklungsnationen.

Wenn das richtig gezeichnet ist, wie fügen sich dann die deutschen Staaten in diese Linien ein? Gibt es einen Punkt "Wiedervereinigung"? Nein, das ist irreal. Aber erforderlich ist ihr offenes Nebeneinander. Das bedeutet selbstverständlich: Anerkennung der DDR und ihre unbeschränkte Weiterexistenz. Niemand von uns hier wird den Abbruch des Kommunismus in der DDR erleben. Diese Tatsache sollten alle Bürger bejahen lernen. - Wenn wir diesen Blick in die Zukunft werfen, wenn wir meinen, daß es im Interesse des Friedens ungefähr so kommen muß, können wir das nicht nur unbeteiligt feststellen, sondern wir müssen uns selbst darauf einstellen. Wie sieht es damit aus? Lange Zeit war die Aussicht in der DDR für die Sozialisten irgendwie blockiert. Die Massen, mindestens sehr breite Schichten hatten sich eine andere Aussicht beigelegt, die auf den Westen. Heute steht nicht mehr in dem Ausmaß Westideologie von unten gegen Ostideologie von oben. Aber die Situation ist immer noch ungünstig genug für die Fortentwicklung des Sozialismus, denn nun denken große Schichten politisch überhaupt nichts mehr. Sie kümmern sich so wenig als möglich um gesellschaftliche Fragen, nehmen die Politik nur ganz passiv zur Kenntnis, so wie man erfreut oder ärgerlich das Wetter zur Kenntnis nimmt. Damit kann aber eine Gesellschaft nicht weiter kommen.

Wenn wir eine Entwicklung der sozialistischen Demokratie vor uns sehen, sie bejahen und herbeiwünschen, müssen wir uns überlegen, wie sie zum Funktionieren kommen kann. Wenn die Massen widerwillig abseits bleiben, wird das nicht gehen. Der Wille der Machthaber allein genügt nicht. Es braucht eine gesellschaftliche, also breite Voraussetzung dazu: die Bejahung, das Mitgehen des Volkes. Damit ist nicht gemeint, was die Partei immer meint: mitgehen mit Trommeln und Fahnen, mit Begeisterung und roten Spruchbändern. Sondern ich meine das, was die liberale Demokratie auch brauchte, um funktionieren zu können: daß das Volk sie nicht bloß einer kleinen führenden Schicht überließ, sondern sie bejahte, für sich ergriff und sie ausfüllte.

Die beiden deutschen Staaten hätten das Musterbeispiel abgeben können für ein ungestörtes Nebeneinander und schriffweisen Versuchen zur Zusammenarbeit zwischen Staaten verschiedener Gesellschaftsordnung. Das ist ganz und gar nicht eingetreten und vorläufig auch nicht zu erwarten (obwohl sich die CFK gern zu solchen Vorstellungen bekennt).

Die Deutschlandfrage ist eine der schwierigsten Ost-West-Fragen. Das bedeutet: Wenn man hier zu einem Ausblick käme, hätte man eine Sicht für alle Ost-West-Fragen. Wer aber in der deutschen Frage Nebel verbreitet und wer ihn nicht zu durchdringen vermag, dem ist die Sicht aufs Ganze getrübt.

Was kann man zum Ost-West-Verhältnis allgemein sagen, wenn man einen Blick in die Zukunft wirft? Ich meine: Es besteht eine objektive Notwendigkeit, daß die Entspannung weitere Fortschritte macht - und das ist etwas anderes, als wenn wir sagen, es wäre schön und wünschenswert. Die Notwendigkeit des Weltfriedens verlangt die Entspannung in Europa, die Anerkennung der bestehenden Grenzen, den Abbau des Antikommunismus und die gesellschaftliche Weiterentwicklung im Westen, die wirtschaftliche Stärkung und die politische Demokratisierung im Osten, der freie Austausch über die Grenzen.

Die Notwendigkeit des Weltfriedens verlangt aber entschieden noch mehr: den wirtschaftlichen Ausgleich zwischen den Industrie- und Entwicklungsländern. Die Hilfe darf nicht mehr in unzuverlässiger Konkurrenz nach tagespolitischen Interessen und egoistischen wirtschaftlichen Interessen (Abbau bei Konjunkturrückgang, Rüstungsgeschäft) erfolgen. Die bisherige Hilfe muß ergänzt, vielleicht aber auch ersetzt werden durch entwicklungsfördernde, stabile Handelsbeziehungen. Das sollte zu einem umfassenden System von Abmachungen führen, zuerst zu zweiseitigen Abkommen, dann aber zu multilateralen Festlegungen, über die auch Ost und West miteinander ins Gespräch kommen müssen. Viele Fachleute sprechen davon, daß ein vernünftiger Ausgleich solche Mittel erfordert, die nur durch Rüstungseinsparungen aufgebracht werden können. Das setzt unabdingbar internationale Übereinkünfte voraus. Die gemeinsamen Absprachen könnten zu gemeinsamen Projekten führen. Der Papst schlägt in "Populorum progressio" einen gemeinsamen Weltfonds vor, der Symbol und

schockieren, wenn nicht beleidigen würde. Man braucht oft nur eine Zeitung aufzuschlagen, um Entstellung, eitle Selbstbestätigung und Beweihräucherung, Unvornehmheit, Langeweile und elende Phrasendrescherei so beklemmend zu spüren, daß man nicht frei atmen mag.

Es gibt, ich weiß es gut und bin immer mehr bedrückt davon, einen ähnlichen westdeutschen Mief. Ich werde dazu noch etwas zu sagen haben. Man darf dann aber auch da den Willen zu einer "Politik der Hoffnung" nicht aufgeben.

10. (Zur gesellschaftlichen Entwicklung in der Bundesrepublik und zur Ost-West-Frage)

Der Zusammenbruch im Jahre 1945 war so vollständig, daß die Möglichkeit eines gesellschaftlichen Neuanfangs durchaus bestand, sowie ja ohne Zweifel ungezählte Menschen ihr persönliches Leben ganz neu anfingen. Und der Neuanfang blieb auch im Westen nicht beschränkt auf einzelne, sondern setzte ebenso auf öffentlichem Gebiet ein. Am nachhaltigsten vielleicht auf dem Feld der Literatur. So berühmte Namen wie Böll, Schnurre, Andersch, Grass, Enzensberger, Eich oder ein einziges Stichwort: "Gruppe 47" bezeugen das. Einen Neuanfang versuchte man in den Kirchen und, in gewissem Sinn, in verschiedenen politischen Kreisen.

Trotzdem ist zwanzig Jahre später das Pauschalurteil nicht umzustürzen, wonach in der Bundesrepublik das Experiment "Neue Gesellschaft" nicht stattgefunden hat. Sondern es zeichnete sich eine umfassende Restauration ab. Eine Restauration, die die gute Absicht hat, den nationalsozialistischen Trümmerhaufen zu beseitigen und einen demokratischen Staat zu bauen, aber auf die Weise, daß man sich die Bausteine aus der Zeit vor dem Faschismus besorgte und nicht einsehen wollte, daß in Deutschland in jenen zwölf Jahren alle Traditionen, auch die, welche einmal respektabel waren, unabänderlich korrumptiert worden sind. Man wollte die Ära des Faschismus als tragischen Unterbruch begreifen in der normalen geschichtlichen Entwicklung der Deutschen, als peinliche Lücke, statt als wüsten Endpunkt. Werte sind nicht zeitlos, sie verändern sich in der Geschichte. Was vor dem Faschismus wahr war, mag nachher immer noch wahr

Der Einwand, es zähle nichts, wenn kleine Gruppen einen Standpunkt beziehen, sich entscheiden für die Zukunft des Sozialismus, gilt nicht. Es ändert sich gesellschaftlich etwas, wenn es an verschiedenen Stellen solche Gruppen gibt. Es ist entscheidend, daß die träge gesellschaftliche Masse, die man nie insgesamt in Aktivisten verwandeln kann (wie die Propaganda träumt), gleichsam mit aktiven Punkten, mit lebendigen Zellen durchsetzt wird. Diese werden doch immer ein Stück weit eine Ausstrahlung haben. Natürlich nicht als bloße Ja-Sager, sondern als Leute, die frei mitdenken, aber wirklich mit-denken. Der Staat braucht ja gar kein begeistertes Ja, aber eine selbstverständlichere Anerkennung. Nicht etwa mehr Gehorsam, aber ein kontinuierliches Ausfüllen der demokratischen Formen, die ansatzweise da sind und ^{noch} kraftig entwickelt werden können. - Wenn dies möglich würde, brächte das eine spürbare Erleichterung der deutschen Frage. Die Anerkennung von außen könnte viel schwerer verweigert werden, wenn die Anerkennung von innen deutlicher da ist. Das bedeutete wiederum, daß der Staat sich weniger unsicher verhalten müßte und selbstgewisser wäre. Das brächte weitere Entspannung im Innern, und das Nebeneinander der deutschen Staaten würde gelassener und daher offener.

Als ich einem Freund diese letzten Gedanken vorgetragen hatte, meinte er, ich sei doch ein recht unbedenklicher Optimist. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich ja nicht eine Bilanz der gegenwärtigen politischen Zustände aufstellen wollte mit ihren positiven und negativen Faktoren. Sondern ich zeichnete eine Linie, an die man sich halten wird, wenn man sich mit einem Ja zur Zukunft engagieren möchte. Ein politischer Wille, der nur darauf aus ist, Fehler zu korrigieren, der sich als eine Art Flickwerk oder moralische Ausbesserung versteht, ist sicher rasch erschöpft. Wirksam ist erst der Einsatz für eine "Politik der Hoffnung" und eine Politik der Veränderung. Deshalb möchte ich meinen Optimismus nicht abschwächen. (Aber noch einmal meine Bitte, die formal hafte Darlegung zu entschuldigen). Wenn ich als eine Art Richter sprechen und die politischen Zustände hier taxieren sollte, würde ich Dinge sagen, mit denen ich meine progressiven Freunde hier vielleicht

sein; aber es steht jetzt anders da als vorher, hat ein neues Gesicht, eine neue Seite, die vorher unbekannt war, die es sich durch den Mißbrauch dazu "erworben" hat. Natürlich müßte man mit Einzelurteilen sehr vorsichtig verfahren und die vulgär-marxistische Schablone, wonach der Faschismus nur die konsequente Endform des Kapitalismus sei, dient der Propaganda und nicht dem Verstehen.

Ich habe eben die Lektüre des "Untertans" von Heinrich Mann beendet. Es macht Eindruck. wie Mann noch vor dem ersten Weltkrieg in seiner Polemik gegen die wilhelminische Gesellschaft Verhaltensmuster und Denkbahnen darstellt, die man, wenn man das Wort nicht historisch, sondern phänomenologisch verwenden darf, faschistisch nennen müßte. Nur einige Stichworte: die Anbetung der Macht, der Genuß an der Gewalt und das gleichzeitige Zittern vor ihr, der verborgene Nihilismus, die forsche Verachtung des Geistigen, verbunden mit der Zurschaustellung eines hohlen Idealismus, christliche Fassade, Scheinmoral und selbstverständliche, augenzwinkernde Unmoral, die Begeisterung für die "schimmernde Wehr", also ein aggressiver Militarismus. Das ist wirklich "hellsichtige Bosheit" (Golo Mann) des Schriftstellers, sie müßte die Einsicht provozieren, daß es nach dem Dritten Reich keine Restauration mehr geben dürfen.

Nun da sie eingetreten ist, zeichnen sich auf der ganzen Breite negative Entwicklungen ab, die nur wenig sichtbar werden, aber mit entmutigender Zähigkeit die Gesellschaft in der Bundesrepublik beeinflussen. Manchmal fällt plötzlich ein Licht darauf.

Zum Beispiel gibt es eine neue Untersuchung mit dem Thema: Das Dritte Reich in der Presse der Bundesrepublik (Reinhold Kühnl). Als Material dienen Gedenkartikel zum 20. Juli, die 1963 und 1964 geschrieben worden sind. Danach beurteilen zwar fast alle Zeitungen das Dritte Reich negativ, doch autoritäre nationalistische, selbst faschistische Begriffe und Argumentationen seien an der Tagesordnung. Von Strukturanalysen und Ideologiekritik, die die historischen und politischen Wissenschaften entwickelt haben, habe die Presse fast nichts gelernt. Nur Untersuchungen über den äußeren Ablauf der Aktionen würden

zur Kenntnis genommen. Historische Prozesse würden personalisiert und die Ursachen für das Dritte Reich nicht im gesellschaftlichen Raum gesucht. Dazu zeige die Presse die Tendenz, die historische Rolle des konservativen Bürgertums aufzubessern. ihren Anteil an der Entstehung und Festigung des Regimes zu verharmlosen und ihren Anteil an der Widerstandsbewegung überzubetonen.

Dieser Verschiebung im historischen Bewußtsein entspricht eine Verschiebung im Gegenwartsbewußtsein. Zum Thema "Neuer Nationalismus" haben der Politikwissenschaftler Kurt Sontheimer und der Journalist Eberhard Stammmer geschrieben. Einer Rezension entnehme ich die zusammenfassenden Bemerkungen:

"Sontheimer erkennt in Erhards Formel vom Ende der Nachkriegszeit einen Ausdruck des neuen Nationalismus als einer Stimmung. Er hat noch kein Programm er äußert sich als Gesinnung. Namen wie Mende, Gerstenmaier, Heck werden genannt, Thielicke, Mohler auch. Gerhard Schröder freilich nicht, obwohl gerade er den Buchtitel von der "heilen Welt" vertritt, einer romantischen Parole, die dem Ordnungs- und Obrigkeitssdenken entstammt, auf dessen Wiedervormarsch "zahlreiche Signale" hindeuten. Anbetung der Ordnung, Hang zum Irrationalen, Verherrlichung der Nation - das drängt aus der Tradition des deutschen Bildungsbürgertums wieder an die Oberfläche. - Stammmer sieht die Gefahrenzone nicht in den extremen Positionen, sondern "im Zentrum des Bürgertums". Er, der geistig liberale, politisch protestantische, um das Konzept vom Staatsbürger in Uniform" verdiente Mann aus dem Evangelischen Arbeitskreis der Christlichen Demokraten muß es wissen: er warnt vor einer politischen Vorstellungswelt, die ihm vertraut ist, vor der Maßstablosigkeit jener, die Politik statt mit dem Kopf mit der Seele machen. Die Forderung nach "kritischer Aufklärung" ... ist sein Programm."

Manchmal sind es Tagesereignisse oder scheinbar lokale Begebenheiten, die Dinge plötzlich anleuchten, die im "Zentrum des Bürgertums" dunkel und drohend da sind. Das war so bei der jüngsten Entwicklung an der Freien Universität in Westberlin und den obrigkeitlichen Aktionen vor allem aus Anlaß des persischen Staatsbesuchs. Die Verhältnisse liegen zwar höchst kompliziert, aber das Nichtverstehenkönnen und Nichtverstehenwollen

der verantwortlichen Stellen, der Presse und der Öffentlichkeit haben schließlich dazu geführt, daß polizeiliche Methoden in Anwendung kamen, die für rechtsstaatliche Verhältnisse rein undenkbar sind. Presse und Regierung drehen aber hinterher alles um und reden von der Schuld der Studenten. Uner schüttert führt die Macht Ruhe und Ordnung als Selbstzweck durch, weist Proteste zurück und belehrt die Protestierenden, ohne auf sie gehört zu haben. Das ist ein Vorgang, der die gleichen Elemente zeigt, wie sie die Entwicklung zum Faschismus auch aufwies, er vollzog sich auch nicht am Rand der demokratischen Gesellschaft, sondern mitten im Gemeinwesen, unter der soliden Mehrheit einer Linkspartei und mit der Zustimmung der Boulevardpresse so gut wie der besonnene Bürger.

Wie ist das gekommen?

Sehr viel, vielleicht das meiste erklärt ein einziges Stichwort, das nur eben in sich selbst auch vielschichtig, ja verschwommen ist: **A n t i k o m m u n i s m u s**. Über die antikommunistischen Denkbahnen ist die Restauration zur Wirkung gekommen und können jetzt auch faschistoide Erscheinungen eintreten. Könnte der Antikommunismus überwunden werden, so wäre für die demokratische Entwicklung der Bundesrepublik und des Westens viel gewonnen. Der ideologische Kitt für die beharrenden gesellschaftlichen Verhältnisse wäre weg, Teilalternativen zu den bestehenden Zuständen könnten erst einmal überhaupt wahrgenommen werden.

Eine Ideologiekritik des Antikommunismus, so nötig sie ist, reicht aber nicht aus, um einen Weg nach vorne aufzutun. Denn diese Ideologie ist ja nicht so sehr ein System von Ideen, sondern eine vielleicht etwas ärmliche, aber starke Reaktion auf eine politische Bewegung und eine politische Wirklichkeit: auf Stalins Kommunismus. Je mehr sich der Kommunismus ändert, desto mehr wird dem Antikommunismus der Boden entzogen. Je mehr sich der Osten demokratisiert, desto schwächer wird das Hindernis gegen die demokratische Weiterentwicklung im Westen. Die eine Gesellschaft wird nicht ohne die andere gesunden. Beide Gesell -

schaf ten sind voneinander ab-
hängig. Die Einheit der Welt besteht schon.

11. (Theologische Anmerkungen I)

Ich habe kürzlich für eine kleine Laiengruppe ein Referat gemacht und darin eindringlich behauptet, so verknöchert die Kirche vielleicht sei, so sehr wir daran leiden, wie wir von dem beengenden, hindernden Erbe fast nicht frei kommen können, so habe doch die theologische Wissenschaft seit fünfzig Jahren in vielen Ansätzen und trotz manchen Unentschiedenheiten an einem neuen Denken gearbeitet, das wir nicht anders als revolutionär nennen können. Da ist der müde Ausgleich zwischen Göttlichem und Menschlichem oder seine unredliche Vermischung abgetan worden. Die Fragen wurden wieder radikal gestellt, sollten rückhaltlos sein und bleiben, auch wo es nicht gelang, sie mit Lösungen oder Entwürfen einzuholen. - Alle großen Stichworte, die man bei der Gossner-Mission hören kann, sind ja diesem neuen revolutionären Denken in einer seiner Ausprägungen zu verdanken. Also etwa, wenn ich nur ein paar nenne: der Exodus; das wandernde Gottesvolk; der Gott der Geschichte statt dem Gott der unbewegten Metaphysik; das Reich Gottes in seinem Kommen und nicht in seiner Jenseitigkeit; die Verheißung statt der Daseinsdeutung; Hoffnung, nicht Ruhe.

Die Antwort, die ich auf alle meine guten Überzeugungen bekam, hieß: das möge ja vielleicht alles seine Richtigkeit haben, sie empfänden das aber als Angriff auf das, woran sie sich in ihrem Christsein bisher gehalten hätten. Es sei destruktiv, denn etwas Neues, Positives bekämen sie ja nicht angeboten. Ihnen gehe es gerade darum, daß der Glaube Halt geben kann und von Unruhe befreit.

Sie haben den Zusammenbruch der nationalsozialistischen Gesellschaft miterlebt, das restlose Zerrinnen dessen, was sie geglaubt und woran sie sich gehalten hatten. Die persönliche Sicherheit wurde bedroht, die äußeren Lebensverhältnisse waren chaotisch, die gewohnten Formen menschlichen Miteinanderverkehrens galten nicht mehr. Alles löste sich auf.

Nirgends war Zuverlässigkeit. Das einzige, was nicht ruiniert worden war, was Halt bieten konnte, einen Stand, eine gerade Linie, das war für sie der Glaube.

Diese wenigen Sätze reichen aus, um Sie verstehen zu lassen, daß ich bei der Gruppe mit meiner Parole "Revolutionäres Denken" Schiffbruch erlitten hatte. Denn was mir entgegengehalten wurde, war etwas, das aus den persönlichen Erfahrungen kam, wo in der Tat das Moment des Wagnisses, des aufs Spielsetzens, sich Verändernlassens, nicht gefehlt hatte. Ich konnte höchstens etwas stammelnd darauf weisen, wie andere Erfahrungen auch möglich sind, etwa, behütet durch die Verschiedenheit des Ortes und eine schon etwas spätere Zeit, meine eigenen. Da kann es zutreffen, daß der Glaube zuerst nicht Sicherheit bietet, sondern neue Orientierung, hinaus aus einer - wie soll ich sagen? - guten beschränkten bürgerlichen Tradition, daß er fragen lehrt, wo das Fragen stellen nicht eingebütt wurde, daß er zur Radikalität provoziert, wo Mittelweg und Mäßigung das Höchste waren.

Damit wären dann so etwas wie zwei verschiedene Glaubenshaltungen, zwei Frömmigkeitstypen beschrieben. Der eben geschilderte Zusammenstoß zwischen ihnen ist gewiß überaus bezeichnend für das hiesige kirchliche Leben und muß in verschiedenen Formen bei der Arbeit der Gossner-Mission und den Schwierigkeiten, denen sie begegnet, in Rechnung gestellt werden. Natürlich habe ich die Typen aufs größte schematisiert. Aber das Schema könnte vielleicht schon eine Strecke weit klären, wenn wir in Diskussionen über Fragen von Reform und Erneuerung festfahren. Den überwältigenden Widerstand, den Leute, die ihrer Vision von der Kirche von morgen Gestalt geben möchten, häufig finden, kann ja wohl doch nicht allein auf den beharrlichen Wilhelminismus zurückgeführt werden. Der Widerstand wird, meine ich, in echten Erfahrungen begründet sein, wie bei der Laiengruppe, deren Haltung ich wiederzugeben versuchte. Das zeigt aber nur, daß wir es nicht friedlich dabei belassen können, es gebe eben verschiedene Typen und man müsse den unterschiedlichen Erfahrungen ihr gleichmäßiges Recht lassen. Man muß schon zu einer sachlichen Be-

urteilung und Begründung kommen. Ich hielt meine Rede über das revolutionäre Denken, das im biblischen Glauben bereit-liege, auch nur, weil ich überzeugt bin, daß die biblischen Linien, die ich nannte, von Abraham über Mose und den Auszug zum wandernden Mann Jesus, der nicht hat, wo er sein Haupt hinlege, von den Verheißenungen im Alten Testament zu der Ver-heißung von Ostern, die wesentlichen Linien sind, welche unserien Auftrag bestimmen v o r anderen, die es auch noch geben mag.

Aber nun kann man den Menschen, die den Glauben als etwas Bewahrendes, Bergendes erfahren, die Möglichkeit nicht ab-sprechen, sich auch auf biblische Linien zu berufen. Man kann zwar die ganze Gesangbuchsfrömmigkeit, in der der ber-gende Glaube ganz intensiv zur Sprache gebracht wird, "Religion" nennen und als schon halb nachreligiöser Mensch mit dieser Sprache sehr wenig mehr anfangen können - die biblische Grundlage jedenfalls fehlt ihr nicht. Man wird sie vor allem in den Psalmen finden. Zwei Beispiele vom Anfang des 18. und des 46. Psalms:

Herzlich lieb habe ich dich, Herr, meine Stärke.
Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter;
mein Gott, mein Hort, auf den ich traue,
mein Schild und Horn meines Heils und mein Schutz. (Ps.18)

Gott ist unsere Zuversicht und Stärke;
eine Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben.
Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge
und die Berge mitten ins Meer sänken,
wenn gleich das Meer wütete und wallte
und von seinem Ungestüm die Berge erbebten.

Der Herr Zebaoth ist mit uns;
der Gott Jakobs ist unsere Burg. (Ps.48)

Andere häufige Begriffe dieser Art:

Er ist Schutz und Schirm, er ist ein Hirt, wir können
unter dem Schatten seiner Flügel wohnen, sein Thron steht
in Ewigkeit und wankt nicht.

In der Theologie des Alten Testaments von Gerhard von Rad werden die Psalmen verhandelt unter der Überschrift: Die

Antwort Israels. Man müßte einmal sorgfältig bedenken, daß der bergende Glaube am meisten da zu Wort kommt, wo Israel antwortet, wo seine Frömmigkeit laut wird, während Exodus und Verheißung, Abraham und Mose, der Gott der Hoffnung und also die Theologie der Hoffnung, das geschichtliche, dynamische, revolutionäre Denken durch die großen Geschichtswerke und Prophetenbücher gehen, wo die Taten Gottes die Menschen anreden. Antithetisch, aber nicht wertend, pauschal, aber doch vielleicht ein bißchen erhelltend könnte man formulieren:

Das Wort Gottes provoziert Bewegung, Hoffnung, Veränderung, die Frömmigkeit des Menschen sucht Halt, Schutz, Sammlung. Noch einmal: diese Antithese ist nicht aufgestellt, um die Frömmigkeit einmal mehr theologisch zu disqualifizieren. Aber sie müßte mithelfen, die beiden "Glaubenshaltungen" zueinander ins richtige Verhältnis zu setzen, sie aus dem unfruchtbaren Gegenüber, das offen oder versteckt manche innerkirchliche Auseinandersetzung bestimmt, herauszunehmen. Sie müßte dazu helfen, der einen Seite den Vorrang zu lassen, ohne daß die andere überrannt oder gar nicht bedacht wird.

12. (Theologische Anmerkungen II)

Ich versuche dasselbe Problem noch einmal auf einer anderen Ebene aufzunehmen, wieder im Anschluß an Äußerungen, die ich gehört habe, diesmal im Mitarbeiterkreis. Man hat, sobald man sich nur ein wenig auf die gegenwärtige theologische Diskussion einläßt, den beunruhigenden Eindruck, es werde alles in Frage gestellt, sichere Grundlagen zeichnen sich nirgends ab, alles sei ins Schwimmen geraten - man weiß nicht mehr, woran sich halten. Dieser Eindruck dürfte nur ja nicht zum Mißtrauen gegen die Theologie oder, was in diesem Raum näher liegt, zu der Meinung führen, von ihr sei nichts Hilfreiches mehr zu bekommen, man müsse jetzt eben mitten in die praktischen Fragen springen und habe akademische Debatten für ein Spiel zu halten. Man müßte demgegenüber fragen, ob hier nicht vielleicht der Dienst der Theologie mißverstanden sei. Man kann die Tatsache, daß heute allgemeine Übereinstimmungen von der Theologie nicht zu haben sind, nicht so überspringen wollen, daß man sich nicht mehr oder nur noch nebenher am theologischen Gespräch beteiligt.

Wenn etwas an dem ist, daß die Theologie wieder ihre radikalen und revolutionären Seiten entdeckt hat und das hebräische dynamische Denken immer sorgfältiger herausgearbeitet und aufgenommen wird, so ist ja auch zu erwarten, daß das vertraute theologische Denkbahnen revolutionieren wird und selbst nur schwer in neue Systeme zu ordnen ist. Man sollte das vielleicht nicht für einen Mangel halten. Die Zeit ist ja auch in anderen Wissenschaften den großen Systemen nicht günstig. So sind doch auch führende Marxisten am Versuch, den marxistischen Ansatz zwar zu wahren, ja neu fruchtbar zu machen, aber das bisherige Systemdenken aufzubrechen. Ich bin sicher, daß Beobachter aus der DDR schlecht beraten sind, wenn sie etwa beim Gespräch der Paulusgesellschaft in Marienbad bemängeln, die tschechischen Marxisten wirkten unklar und unsicher, man müsse so rasch als möglich auf eine solidere Grundlage zurück und dürfe nicht so standpunktlos alles in Frage stellen. Man soll gewiß vom marxistischen oder christlichen Denken lernen, daß ein nichtengagiertes Denken wenig taugt, aber ein Denken, das nicht offen ist und sich immer neu öffnet, führt noch weniger weiter. Wir müssen begreifen, daß es nicht ein Zeichen von Schwäche ist, wenn man die eigenen Grundlagen in Frage stellt, daß der Zweifel eine fruchtbare Haltung ist.

Wir haben uns als Studenten etwa darüber unterhalten, warum Barth bei der jüngeren Generation so unattraktiv geworden ist. Es liegt zu einem Teil vielleicht daran, daß er scheinbar ein System gebaut hat und daß die erschreckende Zahl von Seiten in seiner Kirchlichen Dogmatik den Eindruck von etwas Abschließendem, Totalem macht. Ich glaube nicht, daß Barth das nur im Entferntesten gewollt und gemeint hat, aber er hat von der Form her wenig unternommen, diesem Eindruck zu begegnen. - Ein anderer christlicher Denker, Teilhard de Chardin, ist da sicher der viel größere Systematiker und Synthetiker. Wir haben kürzlich bei der Gossner-Mission Teilhard gelesen. Der Impetus und die Geschlossenheit seiner Gedankenführung haben etwas Imponierendes. Anderseits hat diese gigantische Einlinigkeit auch beinahe etwas Unheimliches. Ist Teilhard nicht doch dann auch unmodern, wenn seine ganze Leidenschaft einer großen Synthese gilt, wenn er mit einem Gedanken

alles umspannen will? Ist es also - um auf unsere Lage zurückzukommen - nicht doch besser angemessen, dem Widerstreit der Gedanken und Entwürfe auch auf theologischem Gebiet zu ertragen, sich daran zu beteiligen und den verlorenen glatten Lösungen nicht nachzutrauern?

Ich möchte mit meinen Bemerkungen dem Eindruck vom "Schwimmen" der Theologie einfach etwas von seinem Schrecken nehmen. Den Schrecken muß man ihm nehmen, nicht den Ernst. Wir dürfen uns nicht einfach dahin treiben lassen, sondern sollen so intensiv als möglich und so engagiert als möglich mitdenken.

Diese Anmerkungen führen zu zwei Punkten, die wichtig sind für die Gossner-Arbeit:

Einmal ergeben sich für eine handliche theologische Konzeption für die eigene Arbeit fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Und doch sucht man ja immer wieder einen gemeinsamen theologischen Einstieg, der auch zu einer gewissen intellektuellen Verbindlichkeit verhelfen könnte bei den gemeinsamen Unternehmungen. Vielleicht gleicht aber jede Mühe für eine übereinstimmende sozialethische Konzeption für den Dienst der Christen in einer sozialistischen Gesellschaft den Mühen des Sisyphus, den Stein auf den Berg zu rollen. Dennoch wäre die Mühe nicht sinnlos, denn sie verhilft zur Sensibilität in theologischen Fragen. Diese Sensibilität ist ein wirksamer Schutz vor einer Ideologie, die man sich sonst doch noch einmal zimmern würde, Schutz vor einer "Gossnerplatte", die wir sonst monoton und fruchtlos abspielten. Diese Sensibilität schützt davor, daß in der Kirche so etwas wie eine - vielleicht sogar in Ehren gehaltene - sich selber genügende "Gossner-Partei" auftauchen kann. Sie hält uns offen.

Hans-Adam Ritter
Berlin, 22. Juni 1967

1. The Church in Delhi von James P. Alter und Herbert Jai Singh
Nagpur, 21. August 1961

2. The Church in the Punjab von Ernest Y. Campbell
Nagpur, 23. September 1961

3. The Church among Tamils and Telugus

von S. Estborn
Nagpur, 29. October 1961

4. The Dispersion of the Tamil Church

von N.C. Sargant
New Delhi, 1940, revised 1962

Im Auftrag des National Christian Council of India sind 1961 drei Studien - einige andere sind in Vorbereitung - erschienen, die für die Kenntnis der jungen Kirchen in Indien eine wesentliche Bereicherung bedeuten. Im Unterschied zu einem kirchenkundlichen Nachschlagewerk sind für die Begrenzung des Materials geographische Maßstäbe angelegt worden. Schon in der Anlage dieser Studien ist also das von Indien immer wieder vernehmbare Stichwort von der Joint-Action der Christen aufgenommen. Theologische Lehrfragen innerhalb der verschiedenen Kirchen, die in einem Raum leben, werden in den Darstellungen nur am Rande vermerkt.

Der Norden Indiens kommt mit zwei Studien zu Wort:

1. Die Kirche in Delhi

Nach einem ausführlichen Abschnitt über die Entstehung der Stadt, der Missionen und der verschiedenen Kirchengemeinschaften wird im Hauptteil eine Analyse der tatsächlichen Gegebenheiten versucht. Von den etwa 30 lokalen christlichen Kirchen werden die anglikanischen, methodistischen und baptistischen Gemeinden von Delhi für die Beschreibung ausgewählt. Ein Hauptinteresse empfängt das Verhältnis dieser Kirchen zu der Umgebung, der Erziehungsarbeit und das innere Leben. Eine Zusammenfassung am Schluß erleichtert die Auswertung der vielen Einzelaspekte. Von den etwa 25.000 Christen in Delhi darf gesagt werden, daß sie in erstaunlicher Weise dem einmal angenommenen Evangelium treu geblieben sind und auch einige Aktivität an ihrem Ort entfalten.

1. Die Kirche in Delhi

Als Maßstab für eine positive Entwicklung wird immer wieder an erster Stelle das wirtschaftliche und soziale Vorankommen der Glieder genannt. Auf der anderen Seite - und das wiegt schwer - ist die missionarische Kraft dieser Gemeinden erlahmt. Die Verfasser warnen: "Wenn nicht die augenblickliche Verhaltensweise radikal geändert wird, werden die Christen in Delhi sich sehr wahrscheinlich einiegeln als eine statische und abgeschlossene Kirchengesellschaft nicht unähnlich von jenen, die lange Jahrhunderte in Süd-Indien ^{unter} von den dortigen Christen gefunden wurden (Seite 160)."

2. Die Kirche in Punjab

Diese Studie soll eine Art Mosaikbild bilden von der kirchlichen Lage im nördlichsten Bundesland Indiens, hauptsächlich ^{staat} ^{auf} von dem Hintergrund der United Church of Northern India. Die rund 100.000 Christen dort sind überwiegend Dorfbewohner aus den ärmsten Schichten, die dort durch eine Massenbewegung Ende des letzten Jahrhunderts zur christlichen Gemeinde geworden sind. Seit 1925 jedoch verhält sich das Wachstum der Gemeinden ^{gruent} konkurrenz zur allgemeinen Bevölkerungszunahme. Die Jüngeren wandern, wenn irgend möglich, zu den Städten ab. Das Prestige der Christen hat abgenommen aufgrund der vermehrten Aktivität der Nicht-Christen und weltlichen Organisationen auf sozialem Gebiet. Das Verhältnis von Kirche und Gesellschaft ist nicht durchdacht und deshalb unklar. Der Mut zur Integration fehlt, weil die Sorge laut wird, den Status quo der Kirche zugefährden. Der Verfasser hält diese Frage für so komplex, daß "emotionale oder theologische Erwägungen keine Klärung bringen können." (S. 41). Deshalb sind vom Verfasser leider keine Ansätze theologischer ^{Denkens} Erwägungen gemacht worden, um das Selbstverständnis der Kirche zu klären.

3. Die Kirche unter den Tamulen und Telugus

Die dritte Studie befaßt sich mit dem Süden Indiens, und zwar mit dessen östlichen Regionen, wo sich die Wohngebiete der Tamulen und Telugus befinden. Der Verfasser ist bestens informiert und seine Ergebnisse sind schon deshalb besonders

3. Die Kirche unter den Tamulen und Telugus

aufschlußreich, weil in diesem Bereich fast $\frac{1}{3}$ aller evangelischen Christen Indiens leben.

Nach einer kurzen Einführung des Gebietes in religiöser, kultureller, politischer und soziologischer Hinsicht umreißt die Studie in drei Hauptabschnitten die Situation: Gemeindeleben, Kirchwerbung, Gottesdienstformen. Manche gute Pläne der Kirchenleitungen und ihrer Boards für eine kräftige Evangelisation scheitern an der harten Wirklichkeit der missionsunfähigen und unwilligen Ortsgemeinden. Nur die Baptisten verzeichnen eine Wachstumsrate von 5 % jährlich, während überall sonst das Wachstum der Gemeinden der allgemeinen Bevölkerungszunahme entspricht. Als Gründe für die äußerliche Erfolgslosigkeit werden angegeben die Anstrengungen der Regierung, den Lebensstandard zu heben, der Mangel an personellen und finanziellen Möglichkeiten und die Zurückziehung der weißen Missionare. Bedenklich ist weiterhin die Feststellung, daß der Kastengeist in den Gemeinden nicht gebrochen ist, ja, daß das Gefühl der Sicherheit und der Nestwärme bei den Christen nicht in der Gemeinde, sondern in seiner Kaste gefunden wird.

Im zweiten Abschnitt wird die Entwicklung zur Autonomie berichtet, wobei im Falle der Tamil Evang. Luth. Church die Unterstützung durch die Schwedenmission - im Gegensatz zur Leipziger Mission - lobend erwähnt wird. Als Maßstab für den Grad der Unabhängigkeit der Kirche ist in eigenwilliger, aber berechtigter Weise der Aufbau einer einheimischen Führungsschicht genannt, ein Problem, das nicht nur in den süd-indischen Kirchen ungelöst ist. Die gebildeten Führer der Kirchen und Gemeinden sind die Träger und Treiber der Union unter den ^{De} Nominationskirchen und überhaupt der ökumenischen Bewegung, während die einfachen Gemeindeglieder an diesen Fragen uninteressiert sind.

3. Die Kirche unter den Tamulen und Telugus

Schließlich werden die Formen der Gottesdienste daraufhin geprüft, ob nicht zuviel westliches und also fremdes Gedankengut darin enthalten sei. Als Resultat ergibt sich, daß in den letzten Jahrzehnten mancherlei Eigenformen gefunden worden sind, vieles aber grundsätzlich beibehalten werden muß. Dem ^{kirchischen} Kirchenleser stellt sich die Frage, ob das gemeinsame Lob Gottes aller Völker nicht dem Suchen um jeden Preis nach nationalen Formen des Gemeindelebens und der Gottesdienste eine Grenze setzt.

4. Die Ausbreitung der Tamil-Kirche

Die vierte Studie des Bischofs von Mysore gehört nicht zu den oben genannten. Das Material ist zusammengefaßt zu einer Geschichte der Tamulen-Kirche im Ausland, dargeboten allerdings in Form von Geschichtchen, die zum Teil zwar interessant sind, jedoch die Übersicht erschweren. Der Titel ist etwas irreführend. Es geht nicht um die Ausbreitung der Tamulen-Kirche, sondern um die Auswanderung der Tamul-Christen, denen ein bemerkenswerter Unternehmungsgeist bescheinigt wird. Nicht nur der Norden Indiens und Ceylon, sondern auch Burma, Süd-Afrika, Uganda, sogar West-Indien gehörten zu ihren Wanderzielen. Der Beweggrund war nicht missionarischer Eifer, sondern in allen Fällen der Wunsch nach besseren wirtschaftlichen Möglichkeiten.

INDIEN

Wir berichten mit großer Dankbarkeit, daß die im Vorjahr begonnenen Sonder-Projekte der Goßner Mission in Zusammenarbeit mit der Aktion BROT FÜR DIE WELT in erfreulicher Weise Fortschritte gemacht haben.

1. Das gilt zunächst für die Musterfarm Khutitolli, die mit seltener Tatkraft Dr. Junghans aufgebaut worden ist. Seine Erfolge im Reisbau, bei der Milchwirtschaft und in der Hühnerzucht sind aufsehenerregend. Der zweite Bauabschnitt, nämlich die Einrichtung einer Landwirtschaftsschule, in der die Erfahrungen an junge indische Bauernsöhne weitergegeben werden sollen, wird in Kürze vollendet sein. Landwirtschaftslehrer Tomforde befindet sich seit Januar 1962 in Khutitolli. Der Unterricht wird im Herbst beginnen. Zu gleichen Zeit erwarten wir in Deutschland den jungen Inder Paul Kandylna, der zunächst im Volkswagenwerk Wolfsburg, später in anderen Ausbildungsstätten zugerüstet wird, um nach seiner Rückkehr einen Teil der Verantwortung in Khuntitolli zu übernehmen.

2. Ebenfalls sind an der Großbaustelle Fudi (vor den Toren der Stadt Ranchi) fleißige Hände am Werk. Hier entsteht eine große Handwerkerschule mit verschiedenen Klassen, Arbeits- und Unterkunftsmöglichkeiten. Ing. Thiel trägt hier die Verantwortung. Im Dezember 1962 sind aus Deutschland die Ingenieure Götz und Keber hinzugekommen, einige Wochen später der Bauführer Adomeit. Auch hier fängt der Unterricht im Spätsommer an. Wie in Khuntitolli, so sond auch in Fudi weitmehr Anmeldungen von Schülern eingegangen, als Plätze vorhanden sind. Die Handwerkschule in Fudi kommt in diesem Gebiet, in dem die rasche industrielle Entwicklung für ganz Indien am sichtbarsten ist, eine besondere Bedeutung zu.

3. Das dritte Sonder-Projekt ist schon ein paar Jahre älter: Das Dschungel-Hospital in Amgaon. Doch hat es eine erhebliche Erweiterung erfahren. Vor kurzem begann der junge Arzt Dr. Röwerder dort seine neue Arbeit, nachdem Dr. Gründler aus Alte

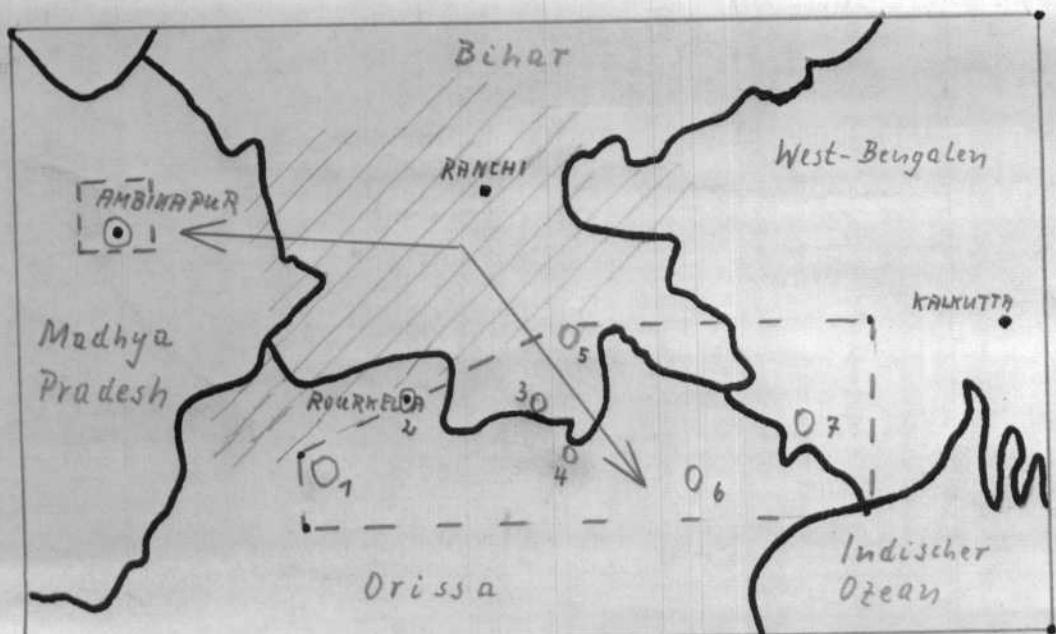
gründen nach Deutschland zurückgekehrt ist. Aus kleinsten Anfängen heraus wuchs ein ganzer Baukomplex, dem in diesem Herbst ein Neubau mit Operationssaal und Entbindungsstation hinzugefügt wird. Die drei deutschen Schwestern Ilse Martin, Maria Schatz und Ursula von Lingen tun in stiller und hingebungsvoller Treue ihren schweren Dienst. Etwa 25.000 kranke Menschen werden jährlich behandelt. Dies alles geschieht in einer völlig heidnischen Umgebung und bedeutet somit eine echte missionarische Aufgabe.

4. Neben diesen Sonder-Projekten fördert die Goßner Mission in Zusammenarbeit mit der autonomen Goßnerkirche von Chotanagpur und Assam die Predigt des Evangeliums in dem südlichen Randbezirk, besonders im Staate Orissa und Westbengalen. Die Goßnerkirche stellt die Missionare, Pastoren und Katechisten bereit, während die Goßner Mission in Deutschland für die Kosten dieser Arbeit aufkommt. Hier wie überall können die Menschen nicht im Sturmangriff für Christus gewonnen werden, sondern geduldige und ständige Arbeit ist nötig. Seit einem Jahr haben sich an mehreren Stellen unerwartete Erfolge gezeigt. Mehrere der sieben Hauptstationen melden erheblichen Zuwachs von Taufbewerbern.

Phudi

Die Bedeutung und die Notwendigkeit der im Aufbau befindlichen Handwerkerschule der Goßnerkirche in Phudi wird durch folgende Tatsache beleuchtet.

Die neuen Industrieanlagen nur in der Stadt Ranchi erfordern nach Angaben des Direktors der Lehrlingswerkstätten dort für die nächsten 3 Jahre 22.000 (!) Lehrlinge in 181 verschiedenen Berufsgruppen. Solche Lehrlinge bekommen an Ort und Stelle eine Ausbildung. Ihre Bewerbung ist aber nur möglich, wenn sie vorher in einem Technical Training Institute eine 18monatige Standardausbildung bekommen haben. Die Handwerkerschule der Goßnerkirche in Phudi vermittelt eine solche Ausbildung, und bei dem ungeheuren Bedarf an gelernten, ausgebildeten Technikern verfolgen die verantwortlichen Regierungs- und Industriestellen die Entwicklung dieser Schule mit größtem Interesse.



Die Missionsgebiete der Gossnerkirche

zum Jahrestag der Gossner Mission am 23.5.1963 Kursiv
- Himmelfahrt - im - un gesperrt

Predigt Missionsfest Gossnerhaus 23.5.1963 Apg. 1,81

"Ihr werdet meine Zeugen sein."

Himmelfahrt Jesu Christi - das heisst: "er Startschuss zum Staffellauf der Jünger Jesu ist gefallen. In ihre Hände hat der Herr der Kirche sein Werk gelegt. Sie sollen das Heil der Welt verkündigen. Die Kleinmütigen bekommen es mit der Angst zu tun: "Das ist zuviel!" Die Spötter behaupten: "Kleiner Mann ganz gross!" Die Pessimisten klagen: "Jetzt geht es abwärts!"

Wlscy Als die ersten Zeugen Jesu sich auf den Weg machten, war ihre Zahl klein, aber sie fragten nicht darnach, ob ihre geringen Kräfte ausreichten, ~~um~~ das gewaltige Werk, Millionen von Menschen das Evangelium zu bringen, ~~zu~~ schaffen. Seitdem der Staffettenlauf begann, reicht eine unabsehbar lange Kette dieser Zeugen von den ersten Anfängen bis zum heutigen Tag. Diese Kette ist nicht abgerissen, denn sonst hätten wir an diesem Tage nicht zusammen kommen können. Darüber wollen wir uns freuen und Gott loben. "Ihr werdet meine Zeugen sein",

ja, das ist wahr!

X X X

gr. Absch Ich meine, dass diese Verheissung Jesu heute mehr sichtbar wird als früher, dass wir mehr Möglichkeiten haben, Zeugen des Evangeliums zu sein als zu der Zeit unserer Väter. Die Welt ist anders geworden. Das haben wir inzwischen alle gemerkt. "s ist nur unverständlich, dass es so viele unter gibt, die das beklagen. Im Gegenteil: wir wollen dankbar die vielen neuen Möglichkeiten begrüssen, die durch mancherlei Veränderungen in der Welt uns bessere ~~W~~ instandsetzen, Zeugen Jesus Christi zu sein. Oder sollten wir uns eines Tages sagen lassen müssen, dass unsere Väter mit geringeren "räften mehr geleistet hätten als wir in unserer Zeit?

1. Absch Wenn wir heute das Wort Jesu: "Ihr werdet meine Zeugen sein," zu uns sprechen lassen, dann wollen wir dabei drei reignisse vermerken, die für den Zeugendienst der Christen in unserer ~~Zeit~~ wesentliche Änderungen gebracht haben.

Zunächst: Unseren Vätern war es noch selbstverständlich, dass die Verkündigung des Evangeliums Sache der ~~astoren~~, Missionare und Lehrer sei. Das Kirchenvolk hörte zu und schwieg. Vater Gossner war einer der ganz wenigen, der

V R solchen Menschen, die die Verheissung Jesu für sich persönlich gehört hatten, auch die notwendige Aufgabe zuteilte. Heute nun ist uns endgültig das Verständnis dafür aufgegangen, dass es mehr als einen Prediger in der Gemeinde, mehr als das eine Kirchenvorsteheramt gibt. Ja, insofern wir das Wort: Ihr werdet meine Zeugen sein - recht verstehen, ist ohne weiteres klar, dass wir uns nur Christen nennen können, insofern und insoweit wir zugleich Zeugen der Sache Jesu Christi sein wollen. Jesus hat keine Sonderaufträge an besonders Interessierte verteilt, sondern die klare und nüchterne Feststellung für dich und mich getroffen: Ihr werdet meine Zeugen sein. Er sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wenn du das glaubst und weisst: ein skandalöser Zustand, würdest du diese Tatsachen für dich behalten, würdest du diesen Namen Jesus Christus nicht mit Nachdruck, Ausdauer und Klugheit weitersagen in deinem Lebensbereich. Ich bin sehr glücklich, dass wir in einer Zeit leben, wo ich jedem Gemeindeglied sagen kann von dem wunderbaren Recht des Christen, Zeugen für Christus zu sein. Sind wir fähig, dieses Recht in Anspruch zu nehmen? Kann man da nicht sehr viel falsch machen? Einwände gibt es fraglos, aber Jesus hat seine Verheissung noch nicht zurückgenommen. Er traut uns diesen Dienst zu, warum wollen wir zögern? Oder ist hier ein einziger unter uns, der - monatlang nicht zuhause - keinen einzigen Brief schreibt, bloss aus Angst, er könnte ein Wort falsch schreiben?

Die Predigt des Evangeliums in unseren Gemeinden und in der ganzen Welt darf nicht länger einigen sogenannten Fachleuten überlassen bleiben, sondern ist Aufgabe und Möglichkeit von uns allen. In Indien arbeiten zur Zeit unter der Leitung der Gossnerkirche Zeugen Jesu Christi aus den verschiedensten Berufen: Theologen, Techniker, Lehrer, Landwirte, Ärzte und Krankenschwestern, und jeder auf seine Weise. Auch ohne zu predigen sind sie durch ihr Tun Zeugen Jesu Christi. Wieviel mehr Türen würden sich auftun, wenn in der Heimat und draussen jeder unter uns dem Worte Jesu getreu: Ihr werdet meine Zeugen sein, nicht länger bloss Hörer, sondern auch Täter sein würde,

X X X

Das zweite Ereignis, das den "eugendienst der Christen in der weiten Welt wesentlich geändert hat, betrifft unsere Landeskirchen und datiert aus jüngster Vergangenheit. Die Kirchen haben sich gewandelt. Die Männer, die in ihr Verantwortung tragen, sind Männer der Mission geworden. ✓ Wir sollten uns erinnern, wie es einmal gewesen ist: Seit zwei Jahrhunderten sind aus unserer Mitte Männer und Frauen als Zeugen Jesu Christi hinausgegangen in ferne und fremde Kontinente. Sie haben ihren missionarischen Dienst getan inbewundernswerter Treue, unter mancherlei Anfeindungen und Entbehrungen, aber auch in grosser Einsamkeit. Wohl hatten sie den Auftrag Jesu, nicht aber den ihrer Kirche, die lange Jahrhunderte zu sehr mit sich selbst beschäftigt blieb. Die Missionsgesellschaften haben stellvertretend für die ganze Kirche den Dienst der Äusseren Mission übernommen, ohne den die Kirche nicht Kirche bleiben kann. ✓ Es ist nun die höchst erfreuliche Tatsache zu vermelden, dass die Kirche seit einigen Jahren sich auf diese ihre ureigene Aufgabe besinnt. Ganz sicher wird fortan die Verkündigung unter den fernen Völkern wesentlich verstärkt werden können.

Gemeinsame und gesammelte Arbeit der Landeskirchen mit den Missionsgesellschaften ist unser aller Wunsch. ✓ Die Dringlichkeit wird deutlich, wenn man erfährt, dass von allen evangelischen Missionskräften, die in der Welt arbeiten, nur 2,5 % aus deutschen Gemeinden kommen im Vergleich zu beispielsweise den USA, die 67 % der Kräfte bereitstellen bei etwa der doppelten Zahl von Gemeingliedern. "Ihr werdet meine Zeugen sein" - diese Verheissung wird nun von der ganzen Kirche angenommen und gelebt. X X X

Das dritte Ereignis, das wir als "zeugen Jesu Christi dankbar begrüssen, beinhaltet etwas, was wir jeden Tag den Zeitungen entnehmen können. Nicht nur bei uns, sondern auch in anderen Erdteilen ist die Welt anders geworden. Das Zeitalter des Kolonialismus ist vorbei. Die Landkarten müssen neu gedruckt werden. In Afrika war 1910 ein einziges Land selbstständig, 1950 bereits bestand dieser Kontinent zu 1/4 und 1960 zu 3/4 aus unabhängigen Staaten. (Kunig!)

eine große Christengemeinde, die für das neue Indien neue Formen evangelistischer Arbeit finden muß. Wird sie mutig und einig im Angriff bleiben oder wird sie sich abkapseln ?

Südlich davon im Bezirk Sambalpur (1) wird heute schon an 17 verschiedenen Stellen gepredigt unter den Orissa-Leuten. Nicht weit entfernt davon liegt unser Krankenhaus Amgaon, das ja auch in seiner Weise mitten unter Nicht-Christen in missionarischer Weise Dienst tut.

Der noch nicht erwähnte Stützpunkt in diesem Missionsgebiet, nämlich der Mayurbhanj-(6) und Singhbhum-Bezirk (5), scheint, eben eine schwierige Periode überwunden zu haben. Es geht jetzt voran. In zwei Dörfern, Sissibana und Nakti, taufte ich 13 Menschen, darunter 7 Erwachsene. Eines der Kinder in Nakti gehörte zu dem ehemaligen Dorfpriester Paulus, der heute eine Säule der kleinen Christengemeinde ist.

2. Die Mission in Nord-Osten

Dies ist das Missionsgebiet, wo die Missionsarbeit durch die amerikanischen Lutheraner finanziert wird. Die Missionsarbeiter kommen aus der Goßner-Kirche; mit der Leitung ist ein süd-indischer Pastor aus der Anthra-Kirche betraut. Das Gebiet liegt gut 200 km vom Kerngebiet der Goßner-Kirche entfernt. Zentrum ist die Distrikthauptstadt Ambikapur, die bis 1950 der ehemalige Sitz eines sehr christenfeindlichen Maharadschas gewesen ist. Zu jener Zeit waren Menschenopfer in den Hindutempeln dort keine Seltenheit. Die Bevölkerung besteht zur Hälfte aus Adivasis, meist Uraos. Die katholische Kirche hat in der weiteren Umgebung ihre Hauptstützpunkte unter den Adivasis. Die Mission der Lutheraner ist geographisch stark konzentriert. Sie wurde 1951 von Goßner-Pastoren begonnen; Präsident Lakra war damals sehr tatkräftig an diesem Werk beteiligt. Es machte im sichtbar Freude, uns auf dieser Reise zu begleiten. Bis Ende 1962 wurden hier 4.200 Menschen getauft, darunter im letzten Jahr etwa 400. Auf den ersten Blick möchte man meinen, daß hier die Arbeit erfolgreicher sei als im süd-östlichen Missionsgebiet. Jedoch muß man berücksichtigen, daß hier die Praxis geübt wird, Bewerber sofort zu taufen und erst nachher zu unterrichten. So ist es verständlich, daß der Anteil der Konfirmierten hier nur 20 % beträgt gegenüber 50 % in den übrigen Gebieten der Goßner-Kirche. Die Schwierigkeiten für die Arbeit hier ist die ablehnende Haltung der Regierungsbeamten und der schwer zu überwindende Geister- und Hexenglaube der Adivasis. Es wird Wert gelegt auf Erwerb von Grundstücken. 18 Kapellen sind bereits gebaut. Für Ambikapur selbst ist ein größerer Baukomplex halb fertig einschließlich einer kleinen Bibelschule.

Unvergesslich bleibt der Eindruck, den wir bei einem Krankenbesuch in Ambikapur erhielten. Vor uns lag ein völlig verkrüppelter Mann, dessen Alter nicht zu erkennen war. Er war nicht fähig, auch noch ein Glied zu röhren, doch aus seinen Augen strahlte die Freude eines durch Christus erlösten Menschen. Gottes Kraft ist in der Schwäche mächtig. Das gilt für die Goßner-Kirche in Indien, ja für die ganze Christenheit in diesem Nicht-Christen-Lande.

V Absatz 8
Das ist zunächst eine politische Angelegenheit und gibt in Ost und West Anlass zu gewisser Sorge und Beunruhigung. Uns aber sollen diese Veränderungen wiederum ein Anlass zur Freude sein. Die jungen Völker sind erwacht wie aus einem langen Schlaf. Von Jahr zu Jahr wird ihr Selbstbewusstsein gestärkt. Hand in Hand mit dem Streben nach politischer Selbsständigkeit geht der feste Wille der eingeborenen Christen, den Auftrag: Ihr werdet meine Zeugen sein, auch als ihren Auftrag zu verstehen.
Gewiss brauchen die jungen Kirchen noch in mancherlei Weise die Hilfe ihrer Mutterkirchen. Doch ist das Evangelium schon längst nicht mehr die Botschaft des weiseen Mannes. In der Gossnerkirche in Indien wird die missionarische Predigt unter den Heiden ausschliesslich von den Indern selbst getan in ihren eigenen Dialekten und Sprachen. Sie tun dies mit Eifer und mit Erfolg. Wir hören solche Berichte mit grosser Freude und mit einiger Beschämung. Haben wir als glückliche Besitzer uns zur Ruhe gesetzt? Werden Motten und Rost diesen vermeintlichen Besitz auffressen? Das Feuer Jesu Christi hat in der Gossnerkirche gezündet, aber unser Zeugendienst geht weiter. Sohst könnte es sein, dass sich die Stunde wiederholen müsste, wo - wie die Apostelgeschichte berichtet - Menschen aus Europa zu dem Mann nach Asien herübergeworfen müssen: Komm herüber und hilf uns.

X X X

V Absatz 9
Jeden Tag erwartet die Welt den Zeugendienst von uns. Wem viel gegeben ist, bei dem wird man auch viel suchen. Gott hat in unserer Zeit Türen aufgetan. Die Zeit drängt. In Afrika sind es 10, in Indien nur 3 %, die sich zu Christus als ihren Herrn und Heiland bekennen. Jedes Jahr wächst die Bevölkerung der Erde um fast 60 Millionen, jeden Tag um 160 000. Auch hinter deinem Platz steht eine lange Reihe von Menschen, gewiss nicht bei jedem gleich viel, aber Menschen, die darauf warten müssen, vielleicht schon lange gewartet haben, dass auch du auf irgendeine Weise ihnen die Botschaft von Jesus Christus zukommen lässt. Die hinter deinem Stuhl unsichtbar stehen haben keinen andern als nur dich. Ihr werdet meine Zeugen sein: du sollst, du kannst, du darfst.

herrlin Seeborg

Die Goßner Mission entbietet ihre Grüße
zum Hauptmissionsfest
der ostfriesischen Missionsgesellschaft

Die herzliche Verbundenheit der Goßner Mission mit vielen Gemeinden Ostfrieslands ist über ganz Deutschland bis hin nach Indien bekannt.

Sie soll heute erneut dadurch zum Ausdruck kommen, daß den Freunden in Ostfriesland in der gebotenen Kürze ein Bericht über unsere Arbeit von 1962/63 vorgelegt wird.

I. Indien

Wir berichten mit großer Dankbarkeit, daß die im Vorjahr begonnenen Sonder-Projekte der Goßner Mission in Zusammenarbeit mit der Aktion BROT FÜR DIE WELT in erfreulicher Weise Fortschritte gemacht haben.

1. Das gilt zunächst für die Musterfarm Khutitoli, die mit seltener Tatkraft Dr. J u n g h n a s aufgebaut worden ist. Seine Erfolge im Reisbau, bei der Milchwirtschaft und in der Hühnerzucht sind aufsehenerregend. Der zweite Bauabschnitt, nämlich die Einrichtung einer Landwirtschaftsschule, in der die Erfahrungen an junge indische Bauernsöhne weitergegeben werden sollen, wird in Kürze vollendet sein. Landwirtschaftslehrer T o m f o r d e befindet sich seit Januar 1962 in Khutitoli. Der Unterricht wird im Herbst beginnen. Zur gleichen Zeit erwarten wir in Deutschland den jungen Inder Paul K a n d u l n a, der zunächst im Volkswagenwerk Wolfsburg, später in anderen Ausbildungsstätten zugerüstet wird, um nach seiner Rückkehr einen Teil der Verantwortung in Khutitoli/übernehmen.

2. Ebenfalls sind an der Großbaustelle F u d i (vor den Toren der Stadt Ranchi) fleißige Hände am Werk. Hier entsteht eine große Handwerkerschule mit verschiedenen Klassen, Arbeits- und Unterkunftsmöglichkeiten. Ing.Thiel trägt hier die Verantwortung. Im Dezember 1962 sind aus Deutschland die Ingenieure G ö t z und K e l b e r hinzugekommen, einige Wochen später der Bauführer A d o m e i t. Auch hier fängt der Unterricht im Spätsommer an. Wie in Khutitoli, so sind auch in Fudi weitmehr Anmeldungen von Schülern eingegangen, als Plätze vorhanden sind.

Der Handwerkerschule in Fudi kommt in diesem Gebiet, in dem die rasche industrielle Entwicklung für ganz Indien am sichtbarsten ist, eine besondere Bedeutung zu.

3. Das dritte Sonder-Projekt ist ein schon ein paar Jahre älter: Das Dschungel-Hospital in Amgaon. Doch hat es eine erhebliche Erweiterung erfahren. In diesen Tagen beginnt der junge Arzt Dr. Rohwedder dort seine neue Arbeit, nachdem Dr. Gründler aus Altersgründen nach Deutschland zurückkehrte. Aus kleinsten Anfängen heraus wuchs ein ganzer Baukomplex, dem in diesem Herbst ein Neubau mit Operationssaal und Entbindungsstation hinzugefügt wird. Die drei deutschen Schwestern Ilse Martin, Maria Schätz und Ursula von Lingen tun in stiller und hingebungsvoller Treue ihren schweren Dienst. Etwa 25.000 kranke Menschen werden jährlich behandelt. Dies alles geschieht in einer völlig heidnischen Umgebung und bedeutet somit eine echte missionarische Aufgabe.

4. Neben diesen Sonder-Projekten fördert die Goßner Mission in Zusammenarbeit mit der autonomen Goßnerkirche von Chotanagpur und Assam die Predigt des Evangeliums in dem südlichen Randbezirk, besonders im Staate Orissa und ^{West-} Bengal. Die Goßnerkirche stellt die Missionare, Pastoren und Katechisten bereit, während die Goßner Mission in Deutschland für die Kosten dieser Arbeit aufkommt. Hier wie überall können die Menschen nicht im Sturmangriff für Christus gewonnen werden, sondern geduldige und ständige Arbeit ist nötig. Seit einem Jahr haben sich an mehreren Stellen unerwartete Erfolge gezeigt. Mehrere der sieben Hauptstationen melden erheblichen Zuwachs von Taufbewerbern.

5. Die Zusammenarbeit zwischen der Leitung der Goßnerkirche und der Goßner Mission in Deutschland zeichnet sich durch eine innige und herzliche Verbundenheit aus. Wir hatten die Freude, den Präsidenten der Goßnerkirche, Joel Lakra, während mehrerer Wochen bei uns in Deutschland zu haben, in denen er - auch in der Deutschen Demokratischen Republik - in vielen Gemeinden und einigen Kirchenleitungen berichtete. Mancherlei Probleme konnten in aller Offenheit besprochen werden, und es ist zu erwarten, daß die brüderliche Verbundenheit bestehen bleibt, wenn im November d.Js. Dr. M. Bage verfassungsgemäß die Präsident-

schaft der Goßnerkirche übernimmt.

II. Heimat

In der Heimatarbeit der Goßner Mission hat es in dem Berichtsjahr allerlei Veränderungen gegeben. Unser verehrter Alt-Direktor D. Laki es hat seinen verdienten Ruhestand angetreten. Die Nachfolge hat Dr. Christian B e r g, vorher Direktor der Ökumenischen Abteilung in der Hauptgeschäftsstelle von Innerer Mission und Hilfswerk übernommen. Als zweiter Theologe wurde von der Hannoverschen Landeskirche Pastor S e e b e r g freigestellt. Im Goßnerhaus in Berlin-Friedenau hat sich die Zahl der indischen Studenten auf 10 erhöht. Darunter befinden sich 2 Theologen und eine Medizinerin. Außerdem wohnen noch 2 deutsche/Stu-^{Theol.-}denten im Haus, zwei weitere kommen im nächsten Semester dazu.

Das Goßnerhaus in Mainz-Kastel widmet sich nach wie vor durch praktische und grundsätzliche Arbeit der Industrie-Mission in Westdeutschland. Seit 1962 haben dort außerdem mehrere Kurse für junge Menschen stattgefunden. Sie wurden ausgebildet, um einen dreijährigen Dienst in den jungen Kirchen in Afrika, im Vorderen Orient und in Mittel-Asien zu leisten.

In stiller und bescheidener Weise arbeiten unsere Freunde der Goßner MissionOst. Sie versuchen in der veränderten Situation drüben ihren Beitrag zu leisten beim Neubau der Kirchengemeinden, insbesondere durch die Zurüstung von Laien im kirchlichen Dienst.